

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 98

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Johann Lorenz Benzler
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Claudia Brandt



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 98

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 98

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

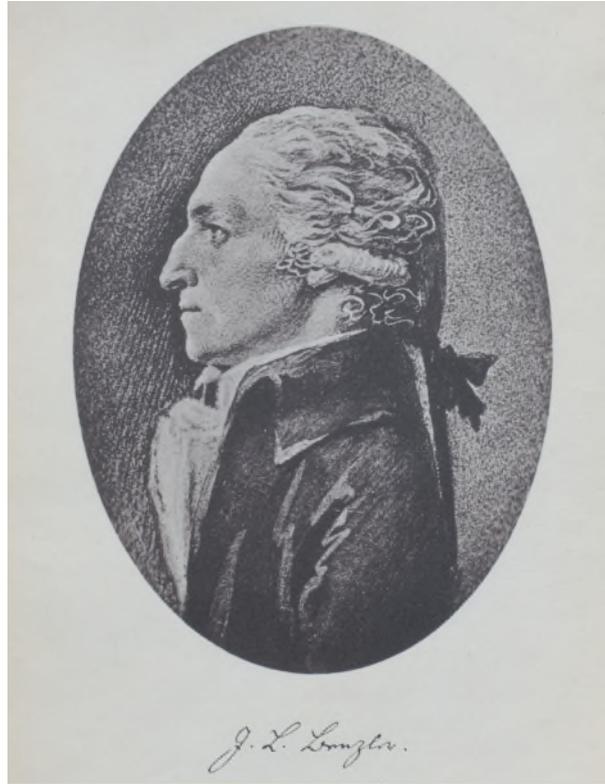
© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1589-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Von Christian Conrad Wilhelm Dohm, 1. November 1767	9
Johann Wilhelm Ludwig Gleim an Johann Georg Jacobi, 21. Januar 1768	13
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 16. Mai 1768	16
Vorbericht zu »Fabeln für Kinder aus den besten Dichtern« (1771)	20
An Johann Georg Jacobi, 22. Oktober 1771	26
Auszug und Nachbericht des Übersetzers aus »Die Vorzüge des alten Adels« (1771)	29
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 4. August 1772	41
Nachricht an die Leser der Lippischen Intelligenzblätter (1773)	45
Von Christoph Martin Wieland, 29. Januar 1773	50
Über den »Brief über den Kalenderheiligen« (1773)	52
Vorerinnerung der Uebersetzer in »Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca« (1774)	55
An Friedrich Justin Bertuch, 22. März 1775	57
An die Leser dieser Blätter in »Der Baurenfreund« (1775)	58
An Christoph Martin Wieland, 1. Februar 1776	63
Von Justus Möser, 28. August 1776	64
Über den Tod von Casimire Gräfin zur Lippe (1778)	67
An Salomon Geßner, 14. Januar 1780	69

An Karl Wilhelm Ramler, 15. Februar 1780	71
An Karl Wilhelm Ramler, 15. März 1780	75
An Karl Wilhelm Ramler, 28. August 1780	78
Von Christian Conrad Wilhelm Dohm, 10. November 1780	81
Vorbericht des Übersetzers zu »Über das Finanzwesen« (1780)	83
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über seine Tätigkeit als Übersetzer (1780)	85
An Anton Matthias Sprickmann, 16. Dezember 1780	86
Vorbericht des Verlegers zum »Auszug des englischen Zuschauers« (1782)	88
Ankündigung der »Poetical library« im Journal von und für Deutschland (1785)	90
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 3. Juni 1786	93
An Johann Caspar Lavater, 25. Juni 1786	95
Eintragungen im Fremdenbuch von Johann Caspar Lavater (1786)	97
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 18. Dezember 1786	98
An Johann Heinrich Voß, 13. Januar 1789	102
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über den Tod von Benzlers Frau (1789)	103
An Justus Benzler, 1790	104
Inschrift auf der Tapete in Johann Wilhelm Ludwig Gleims ehemaligem Gartenhaus von Christian Conrad Wilhelm von Dohm (1785) und Johann Lorenz Benzler (1793)	105
An Johann Caspar Lavater, über die Französische Revolution (um 1793)	107

Aufruf im »Wernigerödischen Intelligenzblatt« (1797)	113
Von Johann Gottfried Herder, 26. November 1798	114
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über die Konversion von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg zum Katholizismus (1800)	116
Antwort von Johann Wilhelm Ludwig Gleim über die Konversion von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg (1800)	120
Vorrede des Übersetzers aus »Tristram Shandy's Leben und Meinungen« (1801)	122
Antikritik Benzlers in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1803)	131
Eduard Jacobs über Benzlers Wirken (1894)	133
Nachwort	135
Textnachweise	149



Johann Lorenz Benzler, Brustbild im Lichtdruck, Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde von 1894.

Von Christian Conrad Wilhelm Dohm,
1. November 1767

Mein bester Freund.

»Sie haben sich in Ihrer Meynung eben nicht geirret daß es mir angenehm seyn würde, wenn es Ihnen in Leipzig wohlgefiele«¹ so würde ich reden wenn ich eben so kalt-sinnig antworten wolte, als Sie ihr Schreiben anfangen, Wie? Sie sollten noch einen Augenblick zweifeln können, ob ich auch den größten Anteil an Ihrem Vergnügen nähme, und ob noch etwas anders sey, daß mich selbst glücklicher machen könne als die Nachricht mein Benzler sey glücklich. Ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich nicht glaubte daß Sie es ohne eine Absicht niedergeschrieben hätten. Denken Sie nicht daß ich schmeichle, wäre ich nicht der undankbarste, wenn dieses nicht wahr wäre. Sie haben mich zuerst auf die Kenntnis meiner eigenen Seele aufmerksam gemacht und dadurch den Grund zu meiner Standhaftigkeit in der Tugend oder welches einerley ist zu meinem Glück auf ewig, gelegt. Bin ich Ihnen Edelmüthigster Wohlthäter, also nicht den größten, den feurigsten, über alle Schmeicheley erhabensten Dank schuldig.

Es thut mir leyd, daß Sie noch keinen Freund haben, da Sie ihn doch so sehr verdienen. Ich habe gehört, es wäre Unglücklichen ein Trost, wenn sie noch unglücklichere kenten. Nehmen Sie also von mir Trost und erinnern sich daß ich hier keinen Freund, aber leyder! nur altzu viele bekanten habe. Wie gern wolte ich sie Ihnen alle vor Ihre schöne Einsamkeit schenken! Doch ich dächte Sie könnten sich von Gellert, Weisse, oder Clodius wohl einen Freund ausbitten.

¹ Benzler war im Oktober 1767 von Lemgo zum Studium nach Leipzig übergesiedelt.

Darüber aber muß ich mich wundern daß Sie ein so großes Verlangen nach einem ruhigen, stillem und von Getümmel der Welt abgewendeten aber mit einigen Freunden getheilten Leben zeigen, und doch gar keine hoffnung bliken lassen, es je zu erreichen. Gewiß eben dieses ist schon lange mein höchster, mein einziger Wunsch gewesen, und ich habe noch nie den Gedanken aufgegeben einmal so selig zu seyn. Lassen Sie uns, mein liebster Bentzler, so bald wir unsere eigene Herren sind, in einer entlegenen Landschaft, fern vom Gewühl der Thoren, mitten unter den Schönheiten der Natur, einsame hütten der Freundschaft bauen. O wie glücklich wolten wir da unser Leben wegdenken und unsre Empfindungen gemeinschaftlich fühlen. Nie sollen glücklichere Menschen gelebt haben, seitdem die seligen Fluren der Schäfer unbewohnt sind. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, nein, nennen Sie mir bald das Land, wo ich gantz der Ihrige seyn soll. Und was könnten Sie auch wohl dagegen einwenden. Sie wünschen, daß ist gewiß; die nöthigen Bedürfniße des Lebens könnte man sich leicht verschaffen; Bücher auch noch wohl; aber wie würde es mit dem Nutzen, mit dem Leben für die Welt aussehn? Können Sie dieß im Ernst für eine Schwierigkeit halten? werden wirs nicht als Leute, die ohne Reichthümer, ohne betäubende Sinnlichkeiten, ohne schimmernden Glantz der Ehre sich für glücklich, recht sehr glücklich erklären, und durch alle handlungen beweisen daß [sies?] sind, der Welt mehr nützen als wenn wir die stärksten Redner, die besten Sachwalter, die größten Aerzte und die schärfsten Critiker wären. Sollten nicht viele, die bisher geglaubt haben, ein solches Glück sey in büchern und der Einbildung zu finden, dadurch, wenn sie es wirklich sehn, gereizt werden es auch würklich zu empfinden. Glücklich genug wenn es nur einer wäre! Ja, mein Geliebtester, ich wage es fast, zu sagen, wir sind es der Welt schuldig, diesen Entschlus auszuführen; hat sie nicht ein Recht nach

so vielen schönen Schilderungen dieser Glückseligkeit endlich einmal ein wirkliches Beyspiel davon zu fordern? Und solten wir uns nicht groß genug fühlen, da wir einmal daran gedacht haben, ihr es zu geben?

Nun ich hoffe wir werden deswegen schon einig werden, Laßen Sie mich nur nicht lange in einer quälenden Ungewißheit ob Sie mich glücklich machen wollen. Und ich hoffe, Sie werden in Leipzig noch einige Freunde finden, die zu dieser Entschließung groß und edel und über den Spott einer thörichten Welt erhaben genug sind, wenn dieses ist, so laßen Sie sie an diesem Verdienst und an unsrer Seligkeit Theil nehmen, ein jeder, den mein Bentzler wählt wird mir nebst, ihm auch in der wüsten Wüste lieb und angenehm, seyn. Nur deucht mir noch, wenn wir zu einer so genauen Verbindung schreiten wolten, müste unsre Freundschaft noch wärmer, teuer und zärtlicher seyn. An meiner Seite wird hiebey nicht fehlen, die Empfindungen nach Ihrem Abschiede haben mich gelehret, daß ich sie unaussprechlich liebe. Aber ich kenne ihr schönes hertz noch zu wenig! Laßen Sie es mir doch von allen seinen Seiten kennen. Könten sie nicht die Pamela nachahmen und mir statt der Briefe alzeit kleine Paquete schicken die aus lauter kleinen Briefgens bestünden, worinnen mir alle Ihre merkwürdige Begebenheiten, und Empfindungen entdeckten, und zwar gleich in den Augenblicken, da sie vorgingen, weil sie da am natürlichsten schreiben werden. Ich weiß es, mein Verlangen ist ziemlich schwer, aber wenn es Sie mir bewilligen wolten, so würden Sie mich unendlich verbinden. Es könnte eine artige Geschichte Ihres hertzens seyn, die uns in unserm Schäferstande noch manche Stunde vergnügen würde, und wenn ich Sie recht konnte, könnte ich mich alsdann nicht desto genauer nach Ihnen richten? Fangen Sie also, wenn Sie diesen Brief erhalten haben, nur gleich an zum ersten Paquet zu sammeln. Unter vielen andern Dingen hoffe ich auch darin

Ihre Unterredungen mit Gellert, Weisse und Clodius; (Könten Sie diese nicht gesprächsweise abfaßen, wenn Sie können, so thun sie es doch) den erstern Anfang und Fortgang Ihrer Freundschaft; (denn ich hoffe Sie werden unter der Zeit einen Freund finden) wie auch dieses letztern Character ziemlich umständlich zu lesen.

Ihre Unterredung mit Gleimen, insonderheit die Nachricht von der Fortsetzung des Meßias und den Oden hat mich sehr vergnüget.

[...] Brauns ist der schändlichste, der niederträchtigste Mensch jetzt eben da ich dieses schreibe, sind er, Consbruch und Brockhausen hier auf der Gaße vor meinem Fenster und führen das schrecklichste Lärmen, sie kommen vom Balle der in Gerberts hause gehalten wird. Ich bin ein paarmal mit in ihrer Gesellschaft gewesen, welche niederträchtige, schändliche Dinge habe ich da gehört! O glauben Sie mir, er ist nie gut gewesen. [...] Ich hoffe Sie zweifeln nicht daß ich sey

Lemgo den 1. Nov[ember] 1767

Ihr treuster, wärmster Freund und Liebhaber ihrer Seele
C. C. W. Dohm

[an den Rand geschrieben:] N.S. Solte ihr Witz an meinem Style einige Uebung zum Spotten zu finden glauben, so, hoffe ich, wird ihr gutes hertz mich entschuldigen. Mein schlechtes Schreiben werden Sie mir verzeihen, ich bin sehr oft gestört worden, sonderlich zuletzt. An König habe ich nicht gedacht, er bleibt boshaft, scheint wollüstig zu werden, geht mit nach dem Ball, und eben erinnerte mich seine Stimme auf der Straße an ihn.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim an Johann Georg Jacobi, 21. Januar 1768¹

Gestern Abend, liebster Freund, hatten wir in meinem kleinen grünen Zimmer einen rührenden Auftritt. Herr Rittmeister von Stille, Sohn des Generals, der in meinem Bildercabinet, sich eine Stelle durch sein Herz erwarb, war eben bey mir!² Ein Student, der von Leipzig kam, ließ sich melden. Ich dacht', es wäre wieder einer wie der, welcher so viel schöne Sachen von mir, mir selbst erzählte, nicht wissend, daß ich es selber sey; seine bescheidene sanfte Miene verrieth uns aber gleich den artigsten jungen Menschen von zwanzig Jahren! Mit Klagen über sein schweres Gehör, und abnehmendes Gesicht, fieng er, zu reden an. Alle Bäder und Brunnen hatt' er schon gebraucht; die Liebe zu den Musen trieb ihn nach Leipzig, unsern Gellert wolt' er hören, aber weder er mit seiner hellen, noch unser Clodius mit seiner tönenden Stimme gaben ihm Weißheit zu hören.³ Unersättigt reist' er mit Betrübniß wieder ab, und war nun auf dem Wege nach Lemgo, wohin er zu Hause gehöret. Jedes Wort aus seinem Munde begleiteten Seufzer über sein Unglück. Gellert, sagt' er, hat mich auf die Ewigkeit verträstet,

¹ Das Schreiben ist in den »Briefen von den Herren Gleim und Jacobi« erschienen. Der Dichter und Domsekretär Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) und sein jüngerer Freund Johann Georg Jacobi (1740–1814) gaben die von vornherein zur Veröffentlichung bestimmte freundschaftlich tändelnde Briefsammlung 1768 heraus, wodurch Jacobi als Dichter einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurde.

² Der General und Dichter Christoph Ludwig von Stille (1696–1752), dessen Porträt bis heute im Gleimhaus überliefert ist. Der Sohn konnte nicht ermittelt werden.

³ Der Dichter Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769) und der Philosoph Christian August Clodius (1737/38–1784), die beide Professoren an der Universität Leipzig waren.

Aug' und Ohren werden dort nicht Fleisch und Knochen seyn! Mit einer Stimme sagt' er es, mein liebster Freund, die sanfter und rührender war, als Ihre Leyer einst erthönet, wenn sie ihren Gleim beweinen wird! Ich führt' ihn in meinen kleinen Tempel der Tugend und des Genies!⁴ Ganz entzückt sah er alle aufgestellte Bilder! Am längsten verweilte sein bewafnetes Auge bey Klopstock! Alle kleine Anekdoten wust' er von ihm, seine Reisen, seine Freundschaft, alles wust' er von ihm! Rothschilds Gräber⁵ waren nicht so traurig als seine Klagen über Klopstocks Zaudern mit der Meßiade!⁶ Fünf Gesänge hat er lange schon versprochen. Werden wir sie denn nicht bald bekommen? Daß er uns so lange warten läßt, was ist es wohl? Unvermögen, sagt' ich, ist es nicht! Er müst nur erfahren, welche Menge seiner Freunde sich, die Himmelfarth zu sehn, um ihn versamlet hat, dann würd' er seine Könige verlassen, und den Freunden singen! Die Großen des Dänischen Hofes nehmen ohne Zweifel seiner Muse viele Zeit und viel Begeisterung! Auf ein anderes Bildniß sah' er nun. Unsern Homer kennen sie vortreflich, sagt' ich zu dem armen Musensohn, aber unsern Gresset kennen sie gewiß noch nicht! Haben wir einen? Einen Chapelle haben wir, Gerstenberg ist es, von einem Gresset weiß ich nichts! Das ist er, sagt' ich, und wies ihm meinen Jacobi.⁷ Seine Fragen wurden munterer, und verriethen große Wißbegierde. Nächstens, sagt'

⁴ Gemeint ist Gleims Porträtsammlung seiner Freunde, auch Freundschaftstempel genannt.

⁵ Ode zu Ehren des verstorbenen Königs Friedrich V. von Dänemark, vgl. J. G. Klopstock: Rothschilds Gräber. 1766 im May. Flensburg.

⁶ Bereits 1748 waren die ersten drei Gesänge des »Messias«, ein religiöses Heldengedicht, erschienen. Der 11. bis 13. Gesang erschien erst 1769.

⁷ Johann Georg Jacobi und Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737–1823), die hier mit den frz. Dichtern Claude-Emmanuel

ich, send' ich ihnen was von ihm. Mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit verbat er diese große Ehre! Sagen Sie mein liebster Freund, verdient er nicht die große Ehre? Nun empfahl er sich! Nach einer halben Stunde war er wieder da; nehmen sie es doch nicht übel, daß ich wieder komme, sie nur einmahl noch zu sehen, denn in meinem ganzen Leben möchte ich so glücklich wieder seyn; ich entferne mich zu weit, und mein Gesicht wird immer dunkeler. Im innersten gerühret, liebster Freund, Enthielt ich mich der Thränen nicht; Ihr Götter sehet, wie er weint, Eröffnet sein Gehör, und stärket sein Gesicht! Wollen Sie wissen, wie er heißet, dieser edle Jüngling, der Sohn einer ihn zärtlich liebenden Mutter, den ich, wegen seines guten Herzens, das in jeder Silbe sich verrieth, so gern bey mir behalten hätte? Benzler heißet er, und ich bin ec.

Lhuillier (kurz: Chapelle) und Jean-Baptiste Louis Gresset verglichen werden.

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 16. Mai
1768

Wohlgebohrner Herr
Hochzuvehrerender Herr Secretär,
Seit der Zeit, da ich das Glück hatte Ew. Wohlgebh.¹
kennen zu lernen, bin ich immer sehr begierig gewesen
an Sie zu schreiben, um Ihnen tausendmal für die unge-
meine Güte die Sie mir erzeigt haben zu danken, und Sie
meiner größten Ergebenheit und Liebe zu versichern.
Denn was kann einem gefühlvollen Herzen angenehmer
seyn, als dem welchen es liebt seine Empfindungen zu
entdecken? Allein die Furcht, Ew. Wohlgebh. durch
diese Dreistigkeit zu mißfallen, hat mich noch immer
daran verhindert. Jetzt aber kann ich mich unmöglich
länger zurückhalten; ich muß schreiben, ungeachtet ich
befürchten muß, durch diesen Brief Dero gütige Mei-
nung von mir zu vermindern. Einer meiner Bekanten
hat mir vor einigen Tagen geschrieben, daß Ew. Wohl-
gebh. in einem Briefe an Herrn Professor Jacobi meiner
erwähnt und mich sehr bedauert haben. – ach, wie un-
beschreiblich hat mich dieses gerührt! Unmöglich kann
ich es ausdrücken, mit was für Empfindungen der Dank-
barkeit, der zärtlichsten Liebe ich Durchdrungen wurde,
als ich die Nachricht las. Um alles auf der Welt wolt ich
das Glück nicht geben, von einem Gleim bedauert zu
werden! Zugleich aber wurd ich äußerst beschämt, denn
ich zweifle nicht, daß Sie viel zu gütig werden von mir
geurtheilt haben. Den Brief selbst hab ich noch nicht ge-
sehen, weil die neuen Bücher noch nicht hier sind. Ich
fürchte mich aber fast ihn zu lesen, um nicht noch mehr
beschämt zu werden, denn ich fühle es niemals mehr,
wie klein ich bin, als wenn ich gelobt werde.

¹ Abkürzung für: Euer Wohlgeboren.

Noch eine Ursach bewegt mich an Ew. Wohlgebh. zu schreiben, die mir eben so wichtig ist. Es ist Ihnen bekannt, daß ich wegen meines schlechten Gehörs und Gesichts mein Studieren nicht fortsetzen konnte. Ich habe seit der Zeit beständig auf Mittel gedacht, wie ich einmal bey meinen Umständen fortkommen könnte. Bald wünschte ich auf einige Zeit irgendwo als Hofmeister anzukommen, wozu ich aber noch keine Gelegenheit gehabt habe; bald wollt ich mich bloß auf die Mathematik legen; bald machte ich noch andere Entwürfe. Da aber bey allen unüberwindliche Schwierigkeiten sind, so haben mir einige gerathen, mir ein Canonicat zu kaufen. Ich würde mich zwar zu so einer müssigen Lebensart sonst schwerlich entschließen können; da ich aber bedacht habe, daß in Halberstadt ein Capitel ist,² daß ich, wenn ich dort hin käme, das Glück haben würde Ew. Wohlgebh. zu weilen zu sehen und zu sprechen, daß dieses so viel zu meiner Vollkommenheit beytragen würde, und daß ich auch dann noch immer Gelegenheit haben würde etwas Gutes zu thun: So wünsche ich nichts so sehr als auf diese Weise nach Halberstadt zu kommen. Ich ersuche daher Ew. Wohlgebh. recht sehr, mir nur ganz kürzlich wissen zu lassen, ob dort ein Canonicat vacant ist, wie viel es kostet und was es etwa einbringt. Wenn aber dieß nicht angienge, sollte es nicht möglich seyn, daß ich auf irgend eine andere Weise in Halberstadt ankäme? Mich dünkt ich wollte mir alles gefallen lassen, wenn ich nur dadurch das Glück erlangen könnte, nur sehr selten Dero Gesellschaft zu genießen. Dann würd ich gerne alle Wiederwärtigkeiten, die ich von Jugend auf habe erdulden müssen, mit Freuden vergessen. Denn die wenigen Augenblicke, die ich bey

² Kapitel des Domes St. Stephanus und St. Sixtus in Halberstadt, welches die Verwaltung des Domes innehatte. Gleim war Domsekretär.

Ihnen zugebracht habe, sind die glückseligsten meines Lebens gewesen. Sie müssen es mir selbst damals angesehen und aus meinen verwirrten Reden gehört haben, wie voller Empfindung ich war. Und noch jetzt immer bin ich niemals glücklicher, als wenn ich an Sie denken (und wie oft geschieht diß!) oder mich mit einem Freunde von Ihnen unterreden kann. Ganze Stunden verliere ich mich in den Vorstellungen des Glücks, das ich dann genießen würde, wenn ich bey Ihnen seyn könnte; und dann gehe ich in meinen süßen Träumen oft so weit, daß ich wenn ich wieder zu mir selbst komme, denken muß: Zu viel, zu viel von Verhängniß

Im Durchgang des Lebens gefordert! Hier ist statt Wirklichkeit Hoffnung!

Des Wirklichen Schatten beglückt; selbst wird michs nimmer erfreuen.³

Nein gewiß, selbst wird michs nimmer erfreuen! Ich bin es schon ganz gewohnt, daß die Vorsehung meine liebsten Wünsche vereitelt hat; wie sollt ich denn ein Glück erhalten, welches doch viel zu groß ist, als daß ichs nur einigermaßen verdienet hätte. Demungeachtet aber hätt ich mich niemals beruhigen können, wenn ich nicht deswegen an Ew. Wohlgebh. geschrieben hätte. – Wie vieles möchte ich nicht noch gerne sagen, wenn ich nicht befürchtete schon gar zu viel gesagt zu haben. Ich bitte daher nur noch wegen meiner Dreistigkeit um Vergebung, und versichere Sie, daß ich mit der ehrerbietigsten Hochachtung und Liebe unaufhörlich seyn werde.

Lemgo d[en] 16^{ten} May 1768

Wohlgebohrer Herr
Hochzuverehrender Herr Secretä[r]
Dero
gehorsamster Diener
Joh[ann] Lorenz Benzler

³ Zitat aus Christian Ewald von Kleist: Der Frühling, ein Gedicht. Frankfurt an der Oder 1761, S. 20.

Wohlgelehrter Herr
 Gutsbesitzer Herr Diederich,

Seit der Zeit, da ich viel Mühe für Messgalt, Linnen,
 Linnen, bin ich immer sehr begierig gewesen an Sie zu
 schreiben, um Ihnen beizubringen über die ungenutzte Zeit
 die Sie mir so wohl zu danken, und Sie meine
 größten Sorgenzeit und Liebe zu erwählen. Aber wenn
 ich einen geschickten Jungen angeworben habe, um den
 selben als Licht seiner Angelegenheiten zu erdienen? Und
 die Schrift, die Messgalt, hängt diese Angelegenheit zu erwählen
 bin, so ist mir und immer davon beschieden. Ich habe aber
 keine Zeit mich hinreichend länger zu beschäftigen; ich muß öfter
 hin, ungeachtet ich beschreiben muß, was diesen Lauf über
 gütige Meinung von mir zu erwidern. Aber meine
 Gedanken sind mir aus einigen Tagen geschrieben, daß Sie Mess-
 galt in einem Briefe an Herrn Professor Jacobi ...

Brief von J.L. Benzler an J.W.L. Gleim, 16. Mai 1768,
 Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung.

Vorbericht zu »Fabeln für Kinder aus den besten Dichtern« (1771)

Ich habe diese Sammlung von Fabeln denen zu gefallen veranstaltet, die es einsehen, wie wichtig es ist, Kindern frühzeitig Geschmack an den schönen Wissenschaften, und besonders an der Poesie bezubringen. Fabeln sind zu dieser Absicht ohne Zweifel vorzüglich bequem. Denn was ist interessanter für Kinder, was giebt bessere Gelegenheit, ihnen die nützlichsten Wahrheiten bekannt zu machen, sie ihnen auf eine leichte und angenehme Art einzuprägen, und noch überdem ihre Einsichten mit nützlichen Kenntnissen aus der Naturgeschichte, der Mythologie ^{*[1]} u.s.w. zu bereichern, als Fabeln? Man wird also mein Unternehmen wohl nicht für überflüssig halten. Zwar sind die Schriften, aus denen ich gesammelt habe, allgemein bekannt; aber nicht ein jeder, dem dieses Buch nützlich seyn kann, wird sie sich anschaffen können, und für den, welcher sie besitzt, würd' es doch unbequem seyn, seinen Kindern oder Untergebnen jedesmal das leichteste auszusuchen.

Daß die Fabeln, welche die gegenwärtige Sammlung enthält, den Fähigkeiten der Kinder angemessen sind, wenn man ihnen nur einigermaßen forthilft, weiß ich aus eigener Erfahrung. Damit man sich aber doch nach den verschiedenen Altern richten könne, und nicht nöthig habe, sie noch einmal auszusuchen, so hab' ich sie ungefähr nach der Leichtigkeit und Kürze, welche macht, daß eine Fabel eher übersehen werden kann, in verschiedne Bücher abgetheilt, so viel es, ohne der Abwechslung, die ich mir zum Gesetz gemacht habe, zu schaden geschehen konnte.

Ob die Moral sich jedesmal besonders auf Kinder beziehe, darauf hab' ich nicht gesehen, weil der Unterricht nicht die einzige Absicht meines Unternehmens war. Es

ist mir schon genug, wenn sie durch die Erzählung vergnügt und angereizt werden. Doch glaube ich, daß man nicht leicht eine Fabel darunter finden wird, die nicht wenigstens eine nützliche Kenntniß an die Hand geben sollte. Wenn sie, zum Beyspiel, aus der Hagedornischen Fabel von den gereisten Störchen: Den Kukul fragt die Lerche ec. weiter nichts als das Reisen der Störche lernen, so ist das schon ein Vortheil, um deßwillen sie, außer der angenehmen Art, mit welcher sie erzählt ist, die gewiß jedes Kind vergnügen wird, in dieser Sammlung einen Platz verdiente.

Verschiednes, das mir dem feinen Geschmacke nicht völlig gemäß zu seyn schien, hab' ich doch aus andern Absichten beybehalten; theils weil Kinder dergleichen noch nicht bemerken, theils auch weil diejenigen Lehrer, welche Geschmack genug besitzen, dabey Gelegenheit haben, sie auf die Fehler solcher Stellen aufmerksam zu machen und also auch dadurch ihren Geschmack auszubilden.

Den Vorwurf, den ich am ersten vermuthe, ist, daß manches in diesen Fabeln enthalten sey, welches unedle Ideen erwecken, daß oft unanständige Reden und schlechte Sitten darinn geschildert sind, welche Kinder zur Nachahmung anreizen könnten. Wenn man aber die Sache recht überlegt, so wird man, hoff' ich, finden, daß dieses ein wahrer Vortheil ist. Denn da man bey den wenigsten Kindern vermeiden kann, daß sie nicht bald die Originale solcher Charactere im gemeinen Leben sollten kennen lernen, und da sie dann ohne Zweifel leicht schädlich werden können, so wüßt' ich kein geschickteres Mittel, diesem Schaden vorzubeugen, als wenn man sie dieselben so bald als möglich aus Büchern kennen lehret, ihnen ihre Häßlichkeit von allen Seiten zeigt, und dagegen die Liebenswürdigkeit der Tugend und guten Sitten recht lebhaft vorstellt; wozu dieses die allerbequemste Gelegenheit an die Hand giebt. Herr Pastor

Schlegel sagt in seiner Vorrede zu der Beaumont Auszüge aus der alten Geschichte:

»Ich achte es für eine sehr gefährliche Methode, junge Gemüther vor Lastern zu bewahren, wenn man sie in einer gänzlichen Unwissenheit derselben zu erhalten sucht. Was wird dann aus ihnen werden, wenn sie nun die Welt betreten, und so wenig darauf vorbereitet sind? Selbst das Neue wird ihnen an den Lastern zum Fallstricke gereichen. Aber in der Geschichte hat man das beste Mittel sie mit den menschlichen Lastern ohne Schaden bekannt zu machen ec.«¹

Eben das, was hier von der Geschichte gesagt wird, gilt auch von Fabeln. Der Herausgeber der kleinen Beschäftigungen für Kinder, dessen edle Absichten und tiefere Einsichten ich sonst ungemein verehere, ist hierinn anderer Meynung.² Ich kann seine Vorrede jetzt nicht nachsehen, so viel besinn' ich mich aber, daß er unter andern glaubt, man dürfte die Gellertsche Fabel von den Knaben und den Mücken, wegen folgender Zeilen, Kindern nicht in die Hände geben:

Ich will es nicht umsonst betheuren,

Ihr findet hier heut euer Grab.

Erbittert bricht er Ruthen ab,

Und kämpft mit seinen Ungeheuern.*^[2]

Ein verzweifelter Knabe! sagt er. Freilich, ein verzweifelter Knabe! Aber kann man denn seinen Kindern nicht dabey sagen, daß es unanständig und häßlich ist, besonders für Kinder, etwas ohne Noth zu betheuren; und daß man niemals, am wenigsten über ein unschuldiges Thier, erbittert werden müsse? Ist es nicht ein großer Vortheil,

¹ Johann Adolf Schlegel: Auszug aus der alten Geschichte, zur Unterweisung der Kinder. Nach dem Französischen der Frau le Prince de Beaumont. 1. Band. Leipzig 1766, S. XIII.

² Gottfried Benedikt Funk: Kleine Beschäftigungen für Kinder. Magdeburg, Leipzig 1772.

ihnen dieses durch ein Beyspiel, das aus ihrer Sphäre genommen ist, sinnlich machen zu können? Ein gleiches gilt von allen ähnlichen Fällen. Nach dieser Erklärung bitt' ich die Herrn Kunstrichter, mich zu beurtheilen. Die wenigen Fabeln eines Ungenannten sind der erste Versuch eines Freundes, dessen Bescheidenheit mir nicht erlaubt, ihn zu nennen.³

Die angehängten Idyllen⁴ werden besonders dazu dienen können, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur empfindlich zu machen, welches leider gar zu sehr verabsäumt wird, und doch, wegen seines großen Einflusses auf das Herz, nie genug, nie zu früh geschehen kann. Kinder=Idyllen scheinen mir überhaupt zur Bildung des Geschmacks und des Herzens noch geschickter zu seyn, als Kinder=Fabeln. Schade, daß wir noch fast gar keine haben! Vielleicht aber wird jetzt, da man mehr als jemals auf alles, was zur Verbesserung der Erziehung etwas beytragen kann, aufmerksam ist, dieser Mangel bald ersetzt. Möchten nur mehr große Genies so herablassend seyn, als ein Weiße, der durch seine Lieder für Kinder ein so schönes Verdienst sich erworben hat!⁵ [...].

Ich werde mich übrigens glücklich schätzen, wenn man finden sollte, daß mein Unternehmen zur Ausbreitung des Geschmacks und der Tugend etwas beytragen kann. Geschrieben Leipziger Michaelismesse 1770.

*[1] Daß die wenigen hinzugefügten Anmerkungen bloß zum Verstande der Stelle, wobey sie stehen, dienen sollen, und nur für ganz Unwissende in der Mythologie gemacht sind, brauche ich wohl nicht zu erinnern.

³ Vermutlich der ebenfalls aus Lemgo stammende Dietrich August König (1747–1810).

⁴ Insgesamt 12 Idyllen des aus der Schweiz stammenden Dichters und Malers Salomon Gesner (1730–1788).

⁵ Christian Felix Weiße: Lieder für Kinder. Leipzig 1767.

*^[2] Er ist auch nicht damit zufrieden, daß hier Mücken Ungeheuer genannt werden. Mich dünkt aber, daß dieses Wort hier sehr geschickt gebraucht wird, die Furcht und Einbildung von großer Tapferkeit, die Kinder bey solchen Kleinigkeiten wohl zu haben pflegen, anzuzeigen. Gehörig erklärt, kann es keine irrige Ideen veranlassen.

Fabeln

für

Kinder

aus den besten Dichtern



Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Mit Churfürstlichen gnädigsten Privilegiis.

L E M G D

in der Meyerschen Buchhandlung, 1773.

An Johann Georg Jacobi, 22. Oktober 1771

Halberstadt den 22^{ten} Oct[ober] 1771.

Die große Freude, mein theuerster herr Jacobi, welche Ihre gütige Aufnahme meiner briefe und die freundschaftliche beantwortung derselben mir gebracht hat, macht daß ich es fast nicht mehr bereue, sie geschrieben zu haben. Wenigstens ist es mir jetzt unmöglich, Ihnen nicht noch vor Ihrer Ankunft aufs zärtlichste dafür zu danken. Die Versicherung, daß Sie mich außerordentlich glücklich dadurch machen, ist gewiß der angenehmste Dank, den ich Ihnen sagen kann; denn wenn irgend ein herz die Süßigkeit ein Wohlthäter andrer zu seyn, empfindet, so ist es das Ihrige. Nicht nur Ihr brief an mich; alles, das ich seit einiger Zeit von Ihnen erfahren und gelesen habe, überzeugt mich immer mehr, daß es unter den Bewohnern dieser Erde vielleicht nur einen Jacobi giebt, daß man nur unter den Menschen Elysiums ein so sanftes empfindsames Herz, eine so ausgebreitete Menschenliebe, eine so duldene, nachgebende Denckungsart suchen müsse. Dieses sind die Tugenden, die mit meinem Geist und Herzen vorzüglich übereinstimmen, die ich mir immer vollkommner eigen zu machen wünsche, die ich daher auch an andern vorzüglich liebe. Denken Sie also, wie sehr ich Sie lieben müsse, da jeder Ihrer Gedanken so genau mit dem innersten Gefühlen meines herzens übereinstimmt. O ich würde gewiß nicht zweifeln, ja, mein herz sagt es mir, geliebtster, besser Jacobi, daß diese Uebereinstimmung zwischen uns mich der vertrautesten Freundschaft mit Ihnen fähig machen würde, wenn mir nicht sonst so vieles fehlte, was man besitzen muß, um eines Jacobi würdig zu seyn. Es ist schwer – so gern ich auch sonst mit den Gaben, die der himmel mir verliehen hat, zufrieden bin – es ist mir oft schwer, den etwas zu ungeduldigen Wunsch nach

meiner größern Vollkommenheit des Geistes zu unterdrücken! Den süßen Trost hab' ich noch, daß ich in Elysium Ihrer vielleicht würdiger seyn werde; und wie bald ist der kurze Weg bis dahin zurück gelegt!
Wenn in Elysium sich beyde sehen,
(schrieb mein Gleim mir, als Gellert gestorben war,) Nach fünfzig Jahren, einen Augenblick,
Dann ist für bezulern großes Glück,
An eines Gellerts hand zu gehen.
Dann höret er, mit leiserm Gehör,
Eloa's hohe Harfe klingen,
Er höret Gellerts lieder singen,
Er klaget keine Taubheit mehr!¹
Ich versichere Sie, mein theuerster Freund, daß es noch mehr reizendes für mich hat, an eines Jacobi, als an eines Gellerts Hand in Elysium zu gehen!
Daß ich in Ihrem Urtheil über herrn Michaelis Verfahren² vollkommen Ihrer Meynung bin, brauch' ich Ihnen jetzt wohl nicht mehr zu sagen. Ich habe von Anfang her so davon gedacht. Glauben Sie ja nicht, daß ich nur im aller geringsten sein Herz für strafbar gehalten hätte. Er handelt redlich und seiner Ueberzeugung gemäß; wie könnt' ich mehr verlangen, da ich überzeugt bin, daß die Gottheit selbst nicht mehr von uns verlangt? Ich liebe ihn daher nichts weniger, als ich ohne sein Betragen thun würde. Ich wünschte nur die übeln Folgen in Absicht andrer zu finden. Welch einen empfindlichen, kränken-

¹ Zitat aus einem Brief Gleims vom 14. Januar 1770 (GSA 96/864).

² Die 1771 erschienene Publikation der »Zween Briefe von Jacobi und Michaelis, Pastor-Amors Absolution betreffend« von Johann Benjamin Michaelis. Darin wurde der Berliner Theologe Johann Joachim Spalding (1714–1804) als »Pastor Amor« verunglimpft, der wiederholt den empfindsamen Briefstil von Gleim und seinen Freunden kritisiert hatte.

den Verdruß mag er Spaldingen nicht verursacht haben! Was mögen er und viele andre, zum Theil recht-schaffene Leute von unserm Gleim itzt denken! So viel Vergnügen mir daher auch sonst die vortrefflichen briefe gemacht haben, so gäb' ich doch gern etwas darum, wenn ich machen könnte, daß sie nie geschrieben wären. Leben Sie wohl und vergnügt, bis wir Sie wiedersehen. Doch wie könnten Sie bey so vortrefflichen Angehörigen und Freunden nicht vergnügt leben? Ich will also lieber wünschen, daß es Ihnen nicht zu sehr bey ihnen gefallen möge, damit Sie nicht zögern den Armen Ihr halberstädtischen Freunde, die Sie so sehnlich erwarten, entgegen eilen. Ewig der Ihrige Benzler
Bald hätt' ich vergeßen, Ihnen für das Entzücken, das Ihre göttl[ichen] Lieder an Elisen³ mir gemacht haben, zu danken. Außer Ihrer Musarion⁴ hab' ich nie etwas schönes in der Art gesehen.

³ An Elisen, in: Johann Georg Jacobi: Ueber die Wahrheit nebst einigen Liedern von Johann Georg Jacobi. Düsseldorf 1771, S. 25–37.

⁴ Johann Georg Jacobi: Musarion, in: Göttinger Musenalmanach 1771, S. 183–185.

Auszug und Nachbericht des Übersetzers aus
»Die Vorzüge des alten Adels« (1771)

Die Vorzüge des alten Adels eine Erzählung.

In einer der Provinzen Frankreichs lag ein sehr altes Schloß, welches von einem alten Abkömmling einer noch ältern Familie bewohnt wurde. Der Baron von Arnonville war für das Verdienst dieses Alters sehr empfindlich; und das mit Recht, denn er hatte außerdem nicht viel andere Verdienste: aber sein Schloß würde sich besser dabey befunden haben, wenn es etwas neuer gewesen wäre. Einer von den Thürmen desselben füllte schon einen Theil des Grabens aus, in welchem man übrigens weiter nichts sah, als ein wenig schlammiges Wasser, worrin die Frösche den Platz der Fische eingenommen hatten. Seine Tafel war mäßig, aber rings um seinen Speisesaal prangeten die Geweihe der Hirsche, welche seine Vorfahren erlegt hatten. [...]

Die Baronesse von Arnonville war schon vor langer Zeit gestorben, und hatte ihm einen Sohn und eine Tochter, welche Julie hieß, hinterlassen. [...] Julie hingegen besaß Schönheit, Annehmlichkeiten und viel Verstand. Ihr Vater hatte sie Abhandlungen über die Wapenkunst lesen lassen, an welchen sie keinen sonderlichen Geschmack fand; sie hatte einige Romane gelesen, die ihr weit besser gefielen. [...] Ein Maler, welcher ihre Vorältern und die Wapen derselben copiren mußte, hatte ihr im Zeichnen Unterricht gegeben; sie malte Landschaften und strickte Blumen, sie arbeitete mit Geschicklichkeit und sang mit Geschmack; und da ihre Gestalt weder vieler Kunst noch vieler Pracht bedurfte, so fand man sie auch immer wohl geputzt. Sie war sehr lebhaft und munter, obgleich zärtlich, und zuweilen entwischten ihr sogar Spöttereien über den Adel, die aber allemal durch die

Ehrfurcht und Freundschaft, welche sie für ihren Vater hegte, gemäßiget wurden. [...]

Julie hatte einer gewissen Dame aus Paris sehr gefallen, die sie bey ihrer Verwandthinn, von welcher ich geredt habe, gesehen hatte. Diese ladete sie ein, einige Zeit bey ihr auf dem Lande zuzubringen. Sie erhielt die Erlaubniß ihres Vaters, welcher ihr bey ihrer Abreise die Lehre mitgab, ja nicht zu vergessen, wer sie wäre. Diese Dame war sehr reich; sie hatte einen einzigen Sohn, welcher indessen liebenswürdig und wohl erzogen war. Er hatte eine sehr vortheilhafte Bildung, und Julie war schön; sie gefielen sich, so bald sie sich sahen, und dachten anfangs nicht daran, weder es sich zu sagen noch zu verhehlen. Nach und nach gaben sie es einander zu verstehen, und sie fanden sich noch liebenswürdiger, da sie wußten, daß sie sich gefielen. In Gesellschaft, an Tafel, bey dem Spazierengehen, sagte Valaincourt der Julie oft ganz leise oder unter verdeckten Ausdrücken etwas zärtliches vor; aber kaum waren sie allein, daß sie sich alles hätten sagen können, so sprach er kein Wort. Sie verwunderte sich darüber, aber ohne unzufrieden deßwegen zu seyn. Denn sie hatte es gelesen, oder sie errieth es selbst, daß eine feurige und zärtliche Liebe zugleich furchtsam ist; keinen Menschen hätte sie lieber reden gehört, als ihren Geliebten, aber sein Stillschweigen war ihr noch angenehmer. Valaincourt hatte, außer den Gründen, welche Julie empfand, noch einen Bewegungsgrund zu schweigen, welchen sie nicht wußte. Sie hatte gesehen, daß er große Augen, blondes Haar, schöne Zähne hatte; sie hatte viel Sanftmuth und Verstand an ihm bemerkt; sie hatte Ordnung, Anstand und Ueberfluß in seinem Hause wahrgenommen, allein sie hatte vergessen zu fragen, welcher von seinen Vorfahren zuerst in den Adelsstand erhoben worden. Zum Unglück war es erst sein Vater, welcher durch große Dienste und große Tugenden sich dieses Vorzuges werth gemacht hatte. [...] Valaincourt kannte

das Vorurtheil; er wußte, wie weit es von dem Vater der Julie getrieben wurde. Die Zeit ihrer Abreise nahete heran; beyde waren betrübt, und dieses vermehrte ihre Zärtlichkeit. An einem Abende begegneten sie sich in einem Gange, wo kein Licht war. Valaincourt nahm die Hand der Julie und küßte dieselbe mit mehrerem Feuer, als er vorher noch nicht gethan hatte; denn er hatte sie schon geküßt, und Julie zog seit einiger Zeit schon ihre Handschuh aus, wenn sie vermuthete, daß sie dem Valaincourt die Hand würde geben müssen. Den folgenden Tag trafen sie sich wieder in demselben Gange und ihn derselben Dunkelheit an; da wagt' es Valaincourt der Julie einen Kuß zu nehmen, und Julie ließ ihn nehmen, weil sie kein Vergnügen daran fand etwas abzuschlagen, das sie gern gab. [...] Den folgenden Tag reiste Julie ab.

So lange sie mit Valaincourt zusammen gewesen war, hatte sie an nichts anders gedacht, als an das Vergnügen ihn zu sehen und ihn zu hören; als sie ihn aber nicht mehr sahe, so fühlte sie den Schmerz, von ihm getrennet zu seyn, und dachte auf Mittel, wie sie ihn wiedersehen und auf immer wiedersehen könnte. Ich weiß nicht, was sie noch außerdem empfand und dachte; aber zum Glück dachte und empfand der junge Valaincourt eben dasselbe.

Eines Tages, als sie allein, und mit Sticken beschäftigt war, trat er herein; sie erinnerte sich des Ganges und wurde roth. Valaincourt schien sich nicht daran zu erinnern, mit so vieler Ehrerbietigkeit macht' er sich zu ihr. [...] [Der] junge Valaincourt gieng dem Herrn von Arnonville mit einer Mine von Unterwürfigkeit, die ihn im voraus zu seinem Vortheil einzunehmen schien, entgegen. Ich habe mir die Freyheit genommen, gnädiger Herr, Ihrer gnädigen Fräulein Tocher, mit welcher mein Glück mich bekannt gemacht hat, einen Besuch abzu-

statten. – Hatten sie vorher mein Schloß noch nie gesehen? – Nein, gnädiger Herr, ich habe noch nie einen Vorwand gehabt, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. – [...] Der Baron, welchem er gefiel, ersparte ihm kein einziges Portrait, kein einziges Wapen, keine einzige Anekdote, und jedes Portrait, jedes Wapen, führte eine Betrachtung herbey, welche das Herz des armen Valaincourt durchbohrte. [...] Es war spät, Valaincourt empfahl sich, und gieng fort.[...]

Ist dieser junge Mensch dein Liebhaber? sagte der Baron zu seiner Tochter. – Ich glaub' es, mein Vater. – Gedenkt er dich zu heirathen? – Ja, mein Vater. – Ist er von Adel? – Julie wußte davon nichts, aber sie setzte es voraus und sagte wieder, ja --- Von einer alten Familie? --- Ja mein Vater. --- Von wem stammen sie denn her? --- Von Renaud von Montauban, antwortete Julie, mehr in einem Anstoß von Luftigkeit als aus Absicht. – Wie! meine Tochter? Von Renaud von Mantauban? Mein Gott, wie glücklich würdest du seyn! Welch' eine Freude für mich, wenn ich dich so verheirathet sehen könnte! [...] Julie dachte, wenn Valaincourt nicht von Renaud abstammte, so stammt er von jemand anders ab; ihren kleinen Betrug könnte sie für einen Irrthum ausgeben. [...]

Valaincourt hatte das Bild seiner Geliebten einen Theil der Nacht und einen Theil des Tages betrachtet, aber er mußte seine Geliebte selbst wiedersehen; er gab sich daher gleich nach dem Essen auf den Weg und traf unterwegs den Herrn von Arnonville an, als er wieder nach seinem Schlosse zurückkehrte. Der Baron zauderte nicht, von der Sache, von welcher sein Herz so voll war, zu ihm zu reden. Ich habe gehört, mein Herr, sagt' er, nach vielen Verbeugungen, ich habe gehört, daß Sie meine Tochter lieben, und daß Sie Willens sind, sie zu heirathen. Valaincourt ganz erstaunt, beantwortete diese Ausreden bloß durch seine tiefe Verbeugung. Die Verwunderung, die Ungeduld waren auf seinem Gesichte

gemalt, und machten ihn stumm. Mein Schicksal wird itzt entschieden werden, sagt' er bey sich selbst. Gütiger Gott! was wird er sagen? Diese Eilfertigkeit, sogleich von seiner Liebe zu reden, kündigte ihm entweder ein außerordentliches Glück oder Unglück an. Er wagte es kaum, ihn anzuhören. Ich habe schon lange bey mir beschlossen, mein Herr, fuhr der Baron mit einer gefälligen Mine fort, meine Tochter an keinen andern, als an einen Mann von sehr vornehmer Geburt zu verheirathen; die Familie der von Arnonville wird keiner andern Schande bringen; sie kann auf alles Anspruch machen. Meine Vorfahren – Ach! gnädiger Herr, rief der verliebte Valaincourt unbedachtsamer Weise aus, ich kenne Ihre Vorzüge vollkommen; ich weiß, daß ich einer Verbindung mit Ihnen nicht würdig bin; aber wenn die allzärtlichste, ehrfurchtsvollste Liebe, wenn die allerfeurigste Begierde, Ihre lebenswürdige Tochter glücklich zu machen, mir den Mangel eines älteren Adels ersetzen könnten; wenn die Ehre, die Rechtschaffenheit, meine gänzliche Ergebenheit gegen Sie – In diesem Augenblicke hatte Julie sich ihnen genähert, sie hatte gehört, was Valaincourt sagte, und ihre Verwirrung erklärte das ganze Geheimniß. [...] Er warf einen Blick auf seine Tochter, welcher machte, daß sie zu seinen Füßen niederfiel. Valaincourt, durch diese Bewegung unterbrochen, betrachtete die Tochter und den Vater, ohne begreifen zu können, was eine so rührende Scene verursachte; er wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. Julie, mit niedergeschlagenen Augen, ließ ihre Thränen fließen, und sprach kein Wort. Der Vater, vor Wuth außer sich, konnte nicht reden. Endlich brach er in die Worte aus: Undwürdige Tochter! Schande deiner Familie! Du hast also deinen Vater betrügen wollen? Was du mir von der Geburth deines Liebhabers gesagt hast, ist also weiter nichts als eine Fabel? – Ach! mein Vater, antwortete Julie, ich bin strafbar, aber – aber ach! ich liebte

Valaincourt. – Wie, Julie! rief Valaincourt aus, meintwegen sind Sie strafbar! – Verzeihen Sie, gnädiger Herr, fuhr er fort, indem er neben Julien niederkniete, verzeihen Sie einen Fehler, wozu die Liebe verleitet hat, und welchen wir also theilen. Erlauben Sie mir, Ihre Tochter zu lieben; ihre Reitze, ihr Verstand, ihre schöne Seele sowohl, als ihre Gebuhr, erheben sie weit über mich; sie verdient einen Thron – aber ein König würde nicht zärtlicher seyn; nirgends wird sie so viel Liebe finden, als in meinem Herzen; niergends werden ihre Vollkommenheiten besser angebetet werden. Noch einmal, erlauben Sie, daß ich sie lieben, daß ich sie, nebst Ihnen, besuchen darf, denn soll Ihr eignes Urtheil mein Schicksal entscheiden. Renaud von Montauban! sagte der Vater, ohne daß er ihn gehört zu haben schien. Wie viele Jahre sind es schon, seit Ihre Familie in den Adelstand erhoben worden? Valaincourt antwortete nichts. Reden Sie, sagte Julie, seyn sie aufrichtiger und edelmüthiger, wie ich. – Fünf und dreyßig Jahre. – Fünf und dreyßig Jahre! Und ich sollte meine Tochter – Geh, unwürdiges Mädchen! geh, beweine deine Schande, und komme mir nicht wieder vor die Augen: und Sie, mein Herr, will ich hier künftig nicht wieder wissen. [...]

[Der Baron] ließ darauf durch einen Arbeiter im Garten seine Haushälterinn zu sich rufen, und gab ihr in wenig Worten von der Begebenheit Nachricht, mit dem Befehl, Julien zu überwachen, daß sie ihr Zimmer nicht verlassen und keine Nachricht von ihrem Liebhaber bekommen könnte. [...] Julie, welche den Abend ein Billet von Valaincourt bekommen hat, schlief ganz ruhig; ihre Träume waren das Werk der Liebe und der Hofnung. Valaincourt hatte sich, um ihr dieses Billet einzuhändigen, an die Tochter des Gärtners gewandt, welche Julien wegen ihrer Leutseligkeit, gänzlich ergeben war. [...] Den Tag darauf kam das kleine Mädchen mit seinem Korb wieder [...]. Julie eilte, sich die Abwesenheit ihrer

Auffseherin zu Nutzen zu machen, und den Brief des Valaincourt zu lesen. Er sagte ihr darinn, da er alles untersucht hätte, so fände er, daß es ihr sehr leicht seyn würde, zu entkommen; ihr Fenster wäre niedrig; der Graben wäre auf der Seite fast ganz ausgefüllt; er erwartete sie also zu Anfang der Nacht vor dem Schlosse, und ein leichter Wagen würde sie beyde noch vor Anbruch des Tages in eine nahegelegene Stadt bringen können, um sich daselbst vor dem Altar eine ewige Liebe zu schwören. »Ich zweifle gar nicht mehr an meinem Glück, fuhr er fort, weil es von Ihnen theureste Julie, abhängt; dadurch würd' ich sie sehr beleidigen. Die Liebe macht Sie zu der Meinigen, und ihre Rechte sind heilig. Um Mitternacht, sobald der Mond anfangen wird die Finsterniß zu zerstreuen, verlassen Sie das traurige Gefängniß, wo das barbarische Vorurtheil Sie eingeschlossen hält, und die Liebe führe Sie in die Arme Ihres zärtlichen Liebhabers. Ich verlange keine Antwort, Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, und mir dadurch alles versprochen. Um Mitternacht, Julie! – Welche Augenblicke! welches Entzücken!«

Julie ließ den Brief fallen, und blieb einige Augenblicke unbeweglich. [...] Eine Entführung! Noch denselben Abend das Haus ihres Vaters zu verlassen, und sich dem Valaincourt zu ergeben! Endlich stand sie auf, und öffnete, ohne sich noch selbst ihre Absichten zu gestehen, das Fenster, um zu sehen, ob es auch wirklich so leicht wäre, heraus zu kommen. Als sie sahe, daß von dieser Seite gar keine Unmöglichkeit sich fand, so hob sie den Brief wieder auf, und las ihn noch einmal. Es ist wahr, sagte sie, daß das Vorurtheil, welches mich hier eingeschlossen hält, eben so barbarisch als abgeschmackt ist. Es ist wahr, ich habe gesagt, daß ich ihn liebe. [...] Also ist sie fast völlig entschlossen, sie vergießt Thränen, wenn sie an den Vater, welchem sie entläuft, an die

Wohnung, welche sie gebohren [werden] sah, und welche sie jetzt verlassen will, denkt; aber ein Gedanke an ihren Geliebten trocknet bald diese Thränen. So werd' ich also auf immer die Seinige seyn! darauf gieng sie wieder ans Fenster, und als sie mit mehr Aufmerksamkeit die Sache untersuchte, wurde sie gewahr, daß gerade an der Stelle, wo sie herabsteigen mußte, eine Vertiefung sich befand, wo der Regen, welcher denselben Tag gefallen war, sich gesammelt hatte. Diese Vertiefung mußte ausgefüllt werden; aber womit? Julie sahe um sich her, und als ihr die Bildnisse ihrer Vorfahren in die Augen fielen, sagte sie: Ihr sollt mir doch wenigstens diesen Dienst thun; und mit diesen Worten sprang sie lachend auf einen Stuhl, um den Baron Johann Franz Alexander von Arnonville abzunehmen. Als sie ihn in der Hand hielt und noch auf dem Stuhle stand, traf Mamsell du Tour ins Zimmer. [...]

Sobald die Haushälterinn wieder weggegangen war, packte Julie ihre kostbaren Sachen zusammen, und da es Abend zu werden anfieng, machte sie Anstalt zu ihrer Flucht. Johann Franz von Arnonville wurde in den Graben geworfen, und als der noch nicht zureichte, so ließ sie ihm noch einen andern, und darauf noch einen dritten nachfolgen. Nie hätte Julie gedacht, daß man die Aelerväter so gut nützen könnte. So sehr sie sich über diesen neuen Gebrauch derselben ergötze, so war sie indessen doch sehr unruhig; und wenn auf der einen Seite ihr Herz vor Freuden hüpfte, in der Hoffnung bald mit ihrem Geliebten vereinigt zu seyn, so blutete es auf der andern für ihren Vater. [...]

Hierauf machte sie völlig alles zu ihrer Flucht bereit, bis ihr die Haushälterin das Abendessen brachte. Nachher legte sie sich zu Bette, um allen Verdacht zu vermeiden. Sobald alles schlief, stand sie wieder auf. Sie kleidete sich in aller Eile und ganz leichte an, ohne Licht, und folglich auch ohne Spiegel, sie dachte wohl, daß Valaincourt sich

nicht damit aufhalten würde, auf ihren Anzug Acht zu geben. Der Mond geht auf, das Fenster öffnet sich, die Glocke schlägt zwölf, Julie wirft ihr Päckchen herab, sie steigt ins Fenster, sie steigt wieder herab, sie steigt noch einmal hinein, es hält sie noch etwas zurück, sie glaubt ihren Vater zu hören; aber was sagt er ihr, um sie zurück zu halten? Er spricht von ihrem guten Namen, von ihrer Geburt, von der Ehre ihrer Herkunft, welche sie behaupten müßte. [...]

Julie geht durch die Ruinen fort, sie kömmt in den Schloßhof, ein Hund erwacht, aber er verräth seine lebenswürdige Gebieterin nicht, die ihn so oft gestreichelt hat. Sie will durch eine kleine Thür herausgehen, findet sie aber zum Unglück verschlossen; sie kehrt also zitternd wieder um. Gerechter Gott! was wird aus mir werden, sagte sie, wenn ich keinen Ausgang finde! Nur eine alte kleine Mauer stand ihr im Wege, sie versuchte also herüber zu steigen. Die Steine waren durch die Länge der Zeit so sehr abgenutzt, daß sie ohne Mühe auseinander giengen. Julie gieng also herdurch und segnete jetzt zum erstenmal das Alter. Da ist sie also vor dem Schlosse, da ist sie in den Armen ihres Geliebten! Wir wollen uns nicht darum bekümmern, wie es weiter mit ihnen wurde.

Als man den folgenden Tag dem alten Baron die schreckliche Neuigkeit überbrachte, fiel er ohne Bewußtseyn nieder. Es wäre, glaub' ich, um den Baron geschehen gewesen, wenn nicht ein sehr tröstlicher Brief ihn wieder ins Leben zurück gerufen hätte. Das Schicksal hielt ihn für den Erwerb eines reichen, schönen und sehr lebenswürdigen Schwiegersohns schadlos, indem es ihm eine Schwiegertochter anbot, die so häßlich war, als man sich nur vorstellen kann. [...] Es ist nicht nötig zu sagen, daß dieses Fräulein von vollkommenem Adel war; man übersandte, nicht ihr Portrait, sondern ihren Stammbaum und er war von der Beschaffenheit, daß der Vater

sich keinen Augenblick bedachte. [...] Die Heirath wurde also bald beschlossen. Als Julie davon Nachricht erhielt, so erkundigte sie sich nach dem Tage, an welchem die Hochzeit gehalten werden sollte. Am demselben feyerte der alte Baron von Arnonville, der sich gleichsam aufs neue verjüngt fühlte, nach geendigter Tafel durch zwanzig volle Gläser eine so wohl getroffene Verbindung. Als der Wein anfieng, in seinem Kopfe den alten und neuen Adel zu verwirren, so traten Valaincourt und Julie in den Saal, und warfen sich zu seinen Füßen. Weil er nun einen Theil von dem, was er seine Vernunft nannte, verlohren hatte, so hört' er bloß seine Zärtlichkeit, und vergab ihnen. Julie war glücklich, und ihre Söhne, waren keine Maltheser=Ritter.

Nachricht des Übersetzers.

Die Erzählung, von welcher ich dem Leser eine treue Uebersetzung geliefert, hat eine Dame von Adel¹, deren Namen mir nicht erlaubt ist zu nennen, zur Verfasserin. Einer unsrer schönsten Geister² hat im vorigen Jahre eine neue Ausgabe derselben besorgt, und sie mit folgendem Vorberichte begleitet:

»Der Edelmann, welcher vor einiger Zeit zu Paris gedruckt worden, ist in Deutschland wenig bekannt; dieses hat mich bewogen, eine neue Ausgabe desselben zu veranstalten, damit diese reizende Erzählung mehreren in die Hände komme. Sie scheint vornehmlich für diesen Theil von Europa gemacht zu seyn, wo man das Lächerliche, welches darinn angegriffen wird, in seiner größten

¹ Isabelle-Agnès de Charrière, die 1762 die an ihre eigene Lebensgeschichte angelehnte Erzählung »Le Noble. Conte Moral« im »Journal étranger combiné avec l'Année Littéraire« veröffentlicht hatte.

² Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), der 1771 eine Neuauflage von »Le Noble« veranstaltete.

Stärke antrifft. Jedermann weiß, daß keine Art von Verdienst daselbst den Mangel der Ahnen ersetzen kann. Ihr möget immer einem Mann von sechszehn Ahnen noch so weit an Verstande und Empfindung überlegen seyn, die Natur mag ihm selbst eine so glückliche Anlage gegeben haben, daß er euren Vorzug empfindet und erkennt, dem ohngeachtet wird er euch immer als weit unter sich ansehen, weil ihr nicht, gleich ihm, mit der Geburth das Privilegium erhalten habt, auf Stelzen zu gehen. Der größte Theil der Baronen und Grafen des Römischen Reichs glauben, daß Apollo wie ein Bauer lebt, und beggnet den Musen nicht anders, als geringen Bürgermädchen, welche nicht dazu gemacht sind, in gute Gesellschaft aufgenommen zu werden. Die tiefe Barbarey, worinn ein beträchtlicher Theil dieser sonst so erleuchteten Nation, in diesem Betracht sich noch befindet, übersteigt allen Glauben. [...].

Die Leute von Stande in Deutschland möchten sich gern in allen Stücken von andern unterscheiden. Sie reden nicht einmal die Sprache ihres Landes, um auch darinn nichts mit dem Pöbel, welcher sie umgiebt, gemein zu haben: ja, wenn es möglich wäre, so würden Sie auch gern ein anderes Vaterland annehmen. Daher kömmt es, daß einem bey jedem Schritte eine von den grotesken Masken der Italiäner, Franzosen oder Engländer aufstößt, und daß man fast niemals ein menschliches Geschöpf erblickt, an welchem man das Betragen und die Denkungsart eines Menschen fände. [...].«

Was der Herausgeber hier von unserm Adel sagt, ist so wahr und so bekannt, daß kein Deutscher sich darüber wundern wird. Allein durch eine neue Ausgabe hat er seinen Endzweck, diese Erzählung in Deutschland bekannter zu machen, wenigstens bey dem Adel nur halb erreicht. Derjenige Theil derselben, welcher es so weit gebracht hat, sie im Original lesen zu können, pflegt doch großen Theils schon aufgeklärter über seine Vorzüge zu

denken. Wie viele Baronen vom ältesten Adel aber kenn' ich nicht, besonders in Westphalen, welche in einer solchen Barbarey leben, daß man den Kutscher nur durch die Livery³ vom gnädigen Herrn unterscheidet; wie sollte diese dazu gekommen seyn, eine fremde Sprache zu lernen, da sie ihre eigne kaum lesen können; und doch sind sie gemeiniglich am meisten stolz auf eine Geburth, die sie so sehr beschimpfen. Ihrentwegen hab' ich mir die Mühe genommen, diese Erzählung in ihre Muttersprache zu übersetzen. Und damit desto eher einer oder der andre von ihnen angelockt werde, sie zu lesen, wenn er sie etwa von ungefähr bey seinem Verwalter finden sollte, (denn in Buchläden pflegen solche Herren nicht zu kommen;) so hab' ich den Titel, welchen sie im Französischen hat, so wie man gesehen haben wird, verändert, und den Vorbericht, weil der sonst gleich alles verrathen würde, in einen Nachbericht verwandelt. Ich war anfangs willens, sie mit recht saubern lateinischen Lettern abdrucken zu lassen; aber es fiel mir bald ein, daß wenige von diesen westphälischen Baronen solche Schrift würden lesen können, und daher hab' ich lieber den alten deutschen Calenderdruck, als den einzigen, welchen sie kennen, beybehalten. Halberstadt den 15 Dec[ember] 1771.

³ Bekleidung für Bedienstete.

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 4. August
1772

Leipzig, den 4^{ten} [August] 1772.

Wie soll ich Ihnen zärtlich genug danken, mein allertheuerster Gleim, für Ihren so langen brief! Statt einiger Zeilen, die ich wünschte, schreiben Sie mir einige blätter; und das bey so vielen Zerstreungen und Geschäften! O! ich empfinde den ganzen Werth einer solchen Liebe, die ich durch nichts erwiedern kann, als durch ein redliches, Ihnen ganz ergebenes herz. Dieses sollen Sie, bey allen Gelegenheiten, an Ihrem benzler finden. Eher werd' ich mich selbst unglücklich machen, als wissentlich meinem Gleim einige Kränkung verursachen. Um desto mehr betrübt es mich, daß Sie, mein Theuerster, mit meinem Entschlusse, das Lemgoische Anerbieten anzunehmen, nicht zufrieden zu seyn scheinen. Nicht ohne reichliche Ueberlegung hab' ich ihn gefaßt; aber könnten Sie mich überzeugen, daß ich unrecht gehandelt, mit Freuden würd' ich ihn wieder zurücknehmen. Unser bewußter Plan¹ liegt mir so sehr am herzen, daß ich nicht daran gedacht hätte, nach Lemgo zu gehen, wenn der darunter leiden müßte; aber daß soll er hoffentlich nicht. Da ich ihn meinem Dohm anvertraue, welcher ganz gewiß auf Ostern nach halberstadt zu gehen verspricht, so wird er gewiß besser ausgeführt werden, als es durch mich hätte geschehen können; und ich kann doch immer, nach meinem Vermögen mit dafür arbeiten. Aber nun hören Sie meine eigentlichen Gründe. Ein so arbeitsames stillsitzendes Leben als ich bisher geführt habe, darf ich schlechterdings nicht länger

¹ Gemeint ist die Errichtung eines volksaufklärerischen Buchhandels in Halberstadt. Benzler sollte als Buchhändler und Schriftsteller, Christian Conrad Wilhelm Dohm als Schriftsteller tätig werden.

fortsetzen, wenn ich nur einigermaßen glücklich seyn will. Ich hab in halberstadt unendlich mehr dadurch gelitten, als ich Ihnen oder sonst jemand entdeckt habe. Ohne die glücklichen Zwischenstunden, die mir Ihre Freundschaft verschaffte hätt' ich es nicht ausgehalten. Aufs allerstärkste wurd' ich hievon überzeugt, als meine Reisen nach Leipzig, nach Dessau, nach Dresden, und das beständige herumlaufen auf der Messe und den hiesigen schönen Gärten und Gegenden mich so gesund und munter machten, daß ich ein neuer Mensch zu seyn glaubte und mich kaum in einen Zustand finden konnte, den ich so lange Jahre her gar nicht gekannt hatte. Kaum aber arbeitet' ich wieder einige Wochen (denn bis nach der Dresdener Reise hatt' ich nichts gethan und mich ganz von Geld entblößt,) so stellten sich auch die Symptomata meines ehemaligen elenden Zustands wieder ein, und wurden stärker, je länger ich fortarbeitete. Mitten in dieser Lage erhielt ich den Lemgoischen Antrag, und war also desto geneigter, ihn anzunehmen, weil er mir ein Leben verspricht, worinn ich bey sehr geringer Arbeit genug Zeit übrig behielte, meine Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen. Ein Intelligenzblatt die Woche ist leicht gemacht; bey meiner Mutter² hätt' ich Wohnung und Tisch frey; ich könnte also von den 100 r. noch genug übrig behalten, besonders wenn ich beyzu nicht ganz müßig wäre. Hierzu kam die Aussicht, daß ich gewiß in Lemgo werde sehr nützlich seyn können, nicht nur durch das Intelligenzblatt, wodurch ich einen Theil unsers Plans im Kleinen ausführen kann, sondern auch besonders durch meinen Umgang mit jungen Leuten, welches mir desto leichter ist, da ich bey ihnen in einigen Ansehen stehe, und überhaupt die ganze Stadt kenne und von ihr gekannt werde. Gieng ich nun statt

² Anna Elisabeth Benzler (1728–1793).

dessen nach halberstadt, so müßt' ich nicht allein für unsern Plan, sondern auch fürs brodt, arbeiten, und würd' also noch weniger Muße übrig behalten, als vorher. pp³ Diese Gründe, mein theurerster Freund, scheinen mir noch immer sehr richtig. Der Umgang mit tausend Freunden, und wenn sie alle Gleimen wären, kann mich nicht glücklich machen, wenn mich ein solcher Körper unwiderstehlich zur Muthlosigkeit, Schwermuth, ja fast zur Verzweiflung hinreißt. Hätt' ich daher nur so viel Einkommen in halberstadt, daß ich knapp davon leben könnte, nur 100 r., so würd' ich mich, der andern Umstände ungeachtet, nicht bedacht haben, das Lemgoische Anerbieten auszuschlagen. Ich würd' es noch thun, ich würde, das schwör ich Ihnen bey Gott, gerne Gesundheit, Glück, und alles aufopfern, wenn ich wüßte, daß ohne das unser Plan, von dem ich mir einen so wichtigen Nutzen für die Welt verspreche, nicht könnte ausgeführt werde. Aber da er es kann, da er wenigstens nicht viel dadurch leidet, sollt' ich da mein Glück und den großen Nutzen, den ich in meinem Vaterlande stiften kann gar nicht achten? Nein, mein bester Gleim, das werden Sie gewiß nicht wollen. Ich könnte noch mehr davon sagen; allein ich erspar' es auf unsre baldige Zusammenkunft; denn zu Ende der künftigen Woche denk' ich mit meinem Dohm abzureisen. Wie, wenn Sie uns selbst abholen? Garve⁴ verdient es allein, daß man so weit seinetwegen reiset; er ist gewiß einer der besten Menschen, die jetzt leben; er ist alles, was man sich bey einem wahren Philosophen und Menschenfreunde nur liebenswürdiges denken kann. Wenn Sie kommen wollen, so müssen Sie es mich aber nothwendig vorher wissen lassen, weil Sie mich sonst leicht in halle, wo ich einige Tage vielleicht

³ Die Abkürzung p., pp. bzw. ppp. steht für das lat. Wort »perge« und bedeutet »und so weiter«.

⁴ Christian Garve (1742–1798), Professor für Philosophie in Leipzig.

bleiben möchte, verfehlen könnten. Basedow wünscht auch nichts mehr, als Sie zu sprechen.

[...] Daß hr Michaelis mir nicht einmal einige seiner Kinderfabeln überlassen will, das ist doch in der That ein bißchen unfreundschaftlich. Ich habe, ohne vorhergegangene Gefälligkeiten, viel mehr für ihn gethan, und werde auch künftig gern alles für ihn thun, was mir nur möglich ist. Wär es bloß eine Folge seiner Krankheit – aber er schlug es mir schon ab, als er noch ganz gesund war! [...]

Ihren Einfall unsern Dohm als hofmeister nach halberstadt zu bringen, hab' ich reiflich mit ihm überlegt; aber seine jezige genaue Verbindung mit dem vortrefflichen Garven, den er wegen seiner Schwächlichkeit unmöglich verlassen kann, erlaubt es ihm nicht eine solche Stelle anzunehmen, so sehr er es übrigens wünscht auf die Weise nach halberstadt zu kommen. Vielleicht findet sich künftig noch einmal eine. [...]

Leben Sie wohl, bester Gleim, bis zum Wiedersehen u empfehlen Sie mich der besten Gleminde⁵ 1000 mal. Ewig

Ihr
getreuester
benzler.

Den Dienstag werd' ich vermuthlich von hier abreisen und den Sonnabend bey Ihnen eintreffen.

⁵ Sophie Dorothea Gleim (1732–1810), eine Nichte Gleims, die in dessen Haus lebte.

Nachricht an die Leser der Lippischen Intelligenzblätter (1773)

Da der hiesige Herr Stadtsecretär Heldmann¹, welcher bisher mit vieler Zufriedenheit der Leser diese Blätter besorgt hat, durch seine vielen anderweitigen Arbeiten verhindert wird, diesem Geschäfte so viel Zeit und Sorgfalt zu widmen, als er auch Liebe zum gemeinen Beßten wünschet; so ist mir, auf sein Ansuchen, von Hochgräfl[icher] Regierungs-Kanzley erlaubt worden, dieselben künftig statt seiner fortzusetzen. Ich halt' es daher für meine Schuldigkeit, dieses öffentlich bekannt zu machen, und zugleich meinen Lesern den Gesichtspunkt, aus welchem ich diese Blätter betrachte, und die Wege, welche ich einschlagen werde, sie gemeinnützig, lehrreich und unterhaltend zu machen, anzuzeigen, damit sie im voraus wissen, was sie von mir zu erwarten haben.

Für die Hauptabsicht der gelehrten Artikel eines Intelligenzblattes hält man durchgängig die Bekanntmachung solcher neuen Entdeckungen und Erfahrungen, welche die Oekonomie, sowohl einzelner Häuser und Güter, als ganzer Länder betreffen. An dem großen Nutzen solcher Bekanntmachungen wird keiner zweifeln und ich werde mir Mühe geben, ihn so viel als möglich zu erreichen. Was kann Ich aber anders thun, als daß ich nochmals alle Landwirthe, Prediger auf dem Lande, Verwalter, kurz alle, die sich mit der Oekonomie beschäftigen, öffentlich ersuche, wenn sie patriotisch gesinnt sind, und nicht bloß für Ihr Privatinteresse sorgen, ihre besondern Kenntnisse und Erfahrungen ihrem Vaterlande mitzutheilen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie verdienstlich

¹ Johann Albrecht Hermann Heldmann (1734–1810), Sekretär, später Bürgermeister der Stadt Lemgo und von 1767 bis 1773 Redakteur der »Lippischen Intelligenzblätter«.

und rühmlich ihnen dieses seyn würde; das erstere wissen sie selbst am besten, und das letztere ist allemal eine sichere Folge des erstern. Außer diesen neuen Entdeckungen, die man mir zuschicken wird, werd' ich die besten neuen Magazine und Intelligenzblätter, so wie sie herkommen, durchsehen, und die gemeinnützigen Sachen aus denselben in diese Blätter einrücken; so daß diejenige meiner Leser, denen es vornehmlich um ökonomische Nachrichten zu thun ist, alle andern Blätter ziemlich werden entbehren können.

Moralische Abhandlungen pflegt man als das zweyte an Werth in einem Intelligenzblatte anzusehen. So wie sie gewöhnlich ausfallen, und noch mehr, so wie sie gewöhnlich gelesen und genützt werden, hat man sehr Recht, nicht mehr von ihnen zu halten. Allein wären sie so beschaffen, wie sie billig seyn sollten, beschäftigten sie sich immer mit gemeinnützigen Gegenständen, wären ihre Bemerkungen allemal wirklich aus der Natur des Menschen hergeholt und ihre Anwendungen immer dieser Natur angepasset, stellten sie die Bewegungsgründe zu einer Tugend, und die Schädlichkeit eines Lasters in ein solches Licht, daß gleich jeder gemeine Verstand überzeugt würde, und in seinem Innern fühlte, daß die Sache sich so verhalte, daß man dies thun, jenes lassen müsse, um glücklich zu seyn, stellten sie uns die Harmonie der moralischen Wahrheiten und das Verhältniß einer jeden zu unserer Glückseligkeit so einleuchtend vor Augen, daß jeder aufmerksame Leser sich dadurch nach und nach an ein feines sittliches Gefühl, welches den Werth einer jeden Handlung unmittelbar durch die Empfindung beurtheilen könne, gewöhnen müßte; und dann, würden sie nicht so flüchtig, bloß für die Längeweile gelesen, dächte man für sich darüber nach, und machte die Anwendung auf sich selbst; käme dieses alles zusammen, so würden sie gewiß die ökonomischen eben so sehr an Werth übertreffen, als die Seele den Körper

übertrifft. Solche Abhandlungen aber zu erhalten ist äußerst schwer, und wir haben noch kein Blatt, welches sich nur größtentheils derselben rühmen könnte. Und das ist kein Wunder, da nichts weniger, als eine richtige Kenntniß der menschlichen Natur, eine gesunde von Vorurtheilen geläuterte Philosophie, eine warme Menschenliebe und ein deutlicher, faßlicher und anziehender Vortrag dazu erfordert wird. Und wie selten findet man diese Eigenschaften! Diese Schwierigkeiten werden mich entschuldigen, wenn ich den Leser dieser Blätter nicht immer so vollkommne Stücke liefern kann, als ich selbst es wünsche. An Bemühung deßwegen werd' ich es nicht fehlen lassen; verschiedne würdige und einsichtsvolle Männer haben mir schon Beyträge versprochen, und ich zweifle nicht, daß andre, die ich nicht kenne, ebenfalls meine guten Absichten unterstützen werden. Ich brauche sie nicht darum bitten, weil ich einen immer thätigen Eifer, Tugend und Glückseligkeit um sich her auszubreiten, bey ihnen voraus setze, und dieser wird sie von selbst dazu antreiben.

Nur die Herren Kandidaten und alle diejenigen, die im Lippischen befördert zu werden wünschen, ersuch' ich besonders um Beyträge, damit ihre Mitbürger ihre Geschicklichkeiten kennen lernen, und deso leichter in Stand gesetzt werden, bey vorkommenden Gelgenheiten die würdigsten zu befördern. Vorzüglich wünsch' ich solche Abhandlungen, welche die gemeinen schädlichen Vorurtheile in der Sittenlehre und besondern in der Religion mit einer aufgeklärten Vernunft bekämpfen, welche die Begriffe des gemeinen Mannes über seine wichtigsten Angelegenheiten, die leider noch so sehr roh sind, berichtigen und aufklären, und ihm besondern die genaue Vereinigung der Tugend und der Glückseligkeit zeigen; vor allen Dingen aber auch solche, welche ihn seine Kinder vernünftigt erziehen, und die allgemein

eingeführten Fehler bey der Kinderzucht vermeiden lehren.

Sollt' es mir an Beyträgen dieser Art fehlen, so werd' ich zuweilen aus den besten neuesten Schriften Auszüge und einzelne Stellen von besondern gemeinnützigem Inhalte einrücken. Diejenigen, welche diese etwa schon gelesen haben sollten, werden es mir gewiß Dank wissen, daß ich etwas, welches ihnen schon gefallen hat, auch andern bekannt mache, die es sonst vielleicht nie würden gelesen haben und überhaupt wird es wohl einem jeden lieber seyn, eine vortreffliche Abhandlung, die schon vorher gedruckt ist, als eine mittelmäßige ungedruckte, woran es mir nicht fehlen könnte, zu lesen. Dieses wird mir dann auch Gelegenheit geben, manches vortreffliches gemeinnütziges Buch anzupreisen und in unsern Gegenden allgemeiner bekannt zu machen.

Sind die moralischen Abhandlungen so, wie ich sie wünsche, sind sie nicht nur gründlich, sondern auch unterhaltend und angenehm geschrieben, so werd' ich nicht nöthig haben, besonders für das Vergnügen aus der Erkenntniß der Wahrheit entspringet. Doch werd' ich auch zuweilen solche Aufsätze einrücken, die bey den nützlichen Wahrheiten, die sie enthalten, vornehmlich die Belustigung des Lesers zur Absicht haben. Bloße Spiele des Witzes aber, die keine Tugend anpreisen, keine Wahrheit ins Licht setzen, kein edles Gefühl erhöhen, werd' ich gänzlich verwerfen; nur bitt' ich manche Leser, nicht gleich alles für bloße Spiele des Witzes zu erklären, was in einer satyrischen oder launischen Einleidung gesagt wird, weil dies oft die ernsthaftesten Wahrheiten seyn können. Alles aber was nur im geringsten gute Sitten beleidigen oder der reine Lehre unsrer vortrefflichen Religion nachtheilig seyn könnte, werd' ich verabscheuen, da es mein ernstlichster und eifrigster Wunsch ist, durch diese Blätter etwas zur Ausbreitung der Tugend und Religion, aber welches einerley ist, der

Glückseligkeit unter meinen Mitbürgern beyzutragen.
Wohl mir! wenn ich diese Absicht nicht ganz verfehle,
wenn ich einst das süßte Beweischen mit mir aus dieser
Welt nehmen kann, daß mein aufrichtiges Bestreben,
alle meine Fähigkeiten und Kräfte dem Beßten meiner
Brüder zu wiedmen, nicht ganz vergebens gewesen ist.
Lemgo. Benzler.

Von Christoph Martin Wieland, 29. Januar 1773

Weimar, d[en] 29. Jenner 1773.

Hochzuehrender Herr

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft auf eine Art, die mir das Verlangen giebt, solche mit der Meinigen zu erwiedern. Ich pflege sie nicht an jedermann wegzugeben; aber den warmen Liebhabern des Schönen und Guten gehört sie zu; und als einen solchen glaube ich Sie aus Ihrem Schreiben kennen zu lernen. Die Freymüthigkeit, womit Sie mir Ihre Meynung von gewissen Gemählden in einigen meiner neuern Schriften sagen,¹ beleidiget mich so wenig, daß ich Ihnen vielmehr dafür als für ein Merkmal Ihrer Achtung und Freundschaft dancke. Ich hätte vieles über diesen Gegenstand zu sagen; aber er kan, aus mehrern Ursachen nicht der Gegenstand unsers Briefwechsels seyn. Haben Sie im goldnen Spiegel² auch solche Gemähldte gefunden?

Anstatt Ihren halben Louisdor für 1. Exemplar des Mercur³ anzunehmen, ersuche ich Sie zu Lemgo und soweit Ihre Bekantschaft in dasigen Gegenden geht, wenigstens noch Neun Abonnenten zu werben, und also den Auftrag einer von den Collecteurs für den Mercur zu seyn, freundschaftlich zu übernehmen. Die Herrn Collecteurs sammeln die Abonnenten, distribuiren die Exemplare, ziehen die Gelder ein, und correspondiren mit mir über alles dieses. Was sie hingegen an Briefporti auslegen müssen, notiren Sie, ziehen es seiner Zeit an den Geldern

¹ Gemeint sind erotische bzw. sexuelle Anzüglichkeiten in Werken Christoph Martin Wielands (1733–1813), beispielsweise in seinem 1770 erschienenen Erzählung »Combabus«. Darin wird in einer Szene die Entmannung der Hauptfigur geschildert.

² Christoph Martin Wieland: Der Goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Leipzig 1772.

³ Die Zeitschrift »Der Teutsche Mercur«, die Wieland 1773 bis 1789 in Weimar herausgab.

ab, und beziehen für sich selbst das 10^{te} Exemplar als eine kleine Vergütung ihrer Mühwaltung. Wollen Ew. Hochedelgeboren sich auf diese Bedingungen gefallen lassen, sich die Beförderung meines Unternehmens angelegen seyn zu lassen, So verbinden Sie mich zu jeder von mir abhengenden Probe meiner Danckbarkeit. Aber auch ohne dies werde ich nie aufhören mit der vorzüglichsten Hochachtung zu seyn Dero ganz ergebenster Diener
Wieland, Herzog[ich] Sachsen Weimar[ischer] Hof-
rath.

Über den »Brief über den Kalenderheiligen«
(1773)

Ich habe erfahren, daß Personen, deren Urtheil mir ehrwürdig seyn muß, unzufrieden darüber sind, daß ich den Brief über den Kalenderheiligen, als ein unnützes und für Katholiken ärgerliches Stück in diese Blätter aufgenommen habe. Durch Weglassung der Fortsetzung hab' ich gezeigt, wie wichtig mir ihr Urtheil ist: aber meinem Charakter glaub' ich es durchaus schuldig zu seyn, mich deßwegen zu rechtfertigen, denn ich verdiene den Namen eines rechtschaffenen Mannes nicht, wenn es wahr wäre, daß ich meinem den Lesern so ernstlich gethanen Versprechen muthwillig entgegenhandeln könnte; und ich thu' es öffentlich, weil ich nun nothwendig befürchten muß, daß noch mehrere Leser so denken, daß sie glauben, ich habe durch die Einrückung dieses Stücks meinem im ersten Stück gethanen Versprechen, alle unnützen Spiele des Witzes zu vermeiden, zuwider gehandelt. Dieses Urtheil hat mich um desto mehr befremdet, da ich, selbst in diesem ersten Stücke, die Leser gebeten, nicht gleich alles, was in einer satyrischen oder launigten Einkleidung gesagt sey, für bloße Spiele des Witzes zu halten, weil darunter oft die ernsthaftesten Wahrheiten verborgen seyn könnten; und je weniger, meiner Meynung nach, die nützlichen Wahrheiten, die der Brief über den Kalenderheiligen enthält, versteckt liegen. Denn sollt' es nicht nützlich seyn, die Ungereimtheiten des Aberglaubens aufzudecken? Sollte nicht einer oder der andre unsrer römischkatholischen Glaubensverwandten, (der diese Blätter vielleicht liest) dadurch etwas beschämt, auf seine unrichtigen Begriffe aufmerksam gemacht, und etwas zu richtigern Vorstellungen von Gott und seiner Regierung gebracht, wenigstens vorbereitet werden? und kann das auf eine sichere und leichtere Art

geschehen, als wenn man ihm das Lächerliche und Ungereimte seines Aberglaubens durch Satyre recht fühlbar macht? Denn durch ernsthafte Vorstellungen pflegt man gegen dergleichen Begriffe, denen der Deckmantel der Religion ein heiliges Ansehn giebt, nichts auszurichten. Es war freylich zu vermuthen, daß irgend ein einfältiger und abergläubischer Katholik sich daran ärgern würde, aber dann war es nicht meine Schuld, oder man dürfte auch einen Geizigen, einen Säufer, einen Scheinheiligen nicht angreifen, weil sich jemand daran ärgern könnte. Auch nur einen einzigen Katholiken oder Juden zu kränken konnte meine Absicht seyn, da meine Religion, die ich nicht bloß glaube, sondern auch von ganzem Herzen in ihrem größten Umfange auszuüben suche, und meine Vernunft mir befiehlt, jeden Menschen, besonders einen Mitchristen, als mich selbst zu lieben. – Sollte ferner nicht dadurch mancher auf den noch unter uns herrschenden Aberglauben aufmerksam gemacht werden, das Ungereimte desselben leicht bemerken lernen und also einer aufgeklärten Denkungsart immer näher kommen? Oder wenn das auch nicht ist, sollt' er nicht wenigstens Gott danken, daß er uns von den Finsternissen eines solchen Aberglaubens befreyet hat; und das ist doch wohl die erste Empfindung eines Christen bey solchen Vorstellungen. – Was besonders die Traditionen aus dem Thalmud betrifft, so glaub' ich nicht, daß sie unter uns schon so bekannt sind, daß es nicht den mehrsten Lesern angenehm seyn sollte, sie kennen zu lernen. Wenn sie also auch nur ihre Kenntnisse aus diesem Briefe erweitern, so war die Mittheilung desselben schon nicht unnütz.

Dieses sind die vornehmsten Bewegungsgründe, die ich bey der Mittheilung dieses Briefes hatte. Sollten sie irrig seyn, wie ich kaum glauben kann, so wird man mich verbinden, wenn man mich eines bessern belehrt. Ich werde eine solche Belehrung gern in diese Blätter einrücken;

denn es ist mir nicht darum zu thun, daß man mich für ohnfehlbar halte; aber darum ist es mir sehr zu thun, daß man mich nicht, bey wahrhaftig guten Absichten, für einen Heuchler halte. Benzler.

Vorerinnerung der Uebersetzer in »Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca« (1774)

In unsern übersetzungsreichen Zeiten bedarf es wohl keiner Rechtfertigung, daß man durch gegenwärtige Uebersetzung der *Memoires pour la Vie de François Petrarque &c.* die im Jahre 1764 in drey Quartbänden zu Amsterdam herausgekommen¹, den Deutschen einen Mann bekannt zu machen sucht, der nicht sowohl wegen seines Genies, seines Charakters und seiner Schicksale, als wegen der großen Vortheile die er den Wissenschaften verschafft, und des Einflusses, den er in die politischen Begebenheiten seiner Zeit gehabt, viel bekannter zu seyn verdient, als er bisher gewesen ist. Es ist wahr, ein so großes Werk über das Leben eines einzigen Mannes mögte vielleicht manche Leser abschrecken, und wir hätten es daher gern um die Hälfte abgekürzt, wenn nicht die außerwesentlichen Theile dieser Biographie, die meistens den politischen Zustand der damaligen Welt betreffen, noch immer so interessant wären, daß gewiß der größte Theil der Leser sie nicht gern entbehren würde. Und liest man doch begierig Romane, die oft dreymal so stark, und vielleicht nicht immer, auch für Leser die nur zum Zeitvertreibe lesen, so interessant sind, als diese Nachrichten, die wir kein Bedenken tragen, den besten Biographien an die Seite zu setzen. Wir haben indeß doch Alles gethan, was wir konnten, dem Leser Kosten und Zeit zu ersparen. Aus drey prächtigen Quartbänden haben wir drey mäßige Quartbände gemacht; die weitläufigen Erläuterungen und Beylagen, die nur für die Anbeter des Petrarca in Italien und in der Grafschaft Avignon interessant seyn mögen, haben wir ganz weggelassen; und die unter dem Text angeführten

¹ Jacques-François-Paul-Aldonce de Sade: *Mémoires pour la Vie de François Pétrarque*. Bd. 1–3. Amsterdam 1764–1767.

Originalstellen größtentheils nur angezeigt. Nur die Italienischen Gedichte Petrarca's haben wir den Liebhabern der Italienischen Litteratur nicht vorenthalten können; theils um den Anfängern in dieser liebenswürdigen Sprache vielleicht zum Verständniß eines ihrer schwersten Dichter behülflich zu seyn, theils den Kennern die Vergleichung mit unsrer Uebersetzung zu erleichtern und die Lectüre angenehmer zu machen. Auf diese Uebersetzungen haben wir vorzüglichen Fleiß gewandt, wir haben die möglichste Treue und Annehmlichkeit zu vereinigen gesucht. Vielleicht sind wir so glücklich, dadurch etwas zur Ausbreitung der Italienischen Litteratur, die man in Deutschland bisher zu sehr vernachlässigt hat, beyzutragen. Wir bitten daher die Herrn Aristarchen² unsrer Nation, sie ihrer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen und strenge zu beurtheilen. Ganz, hoffen wir, werden sie ihren Beyfall nicht verfehlen, da zween unserer schönsten Genies Antheil daran haben. Sollte man uns dazu aufmuntern, so erbieten wir uns, den ganzen Petrarca mit beygedrucktem Italienischen Text auf diese Weise herauszugeben, und mit einigen erläuternden und kritischen Anmkerungen zu begleiten.
Die Uebersetzer. [Johann Lorenz Benzler, Wilhelm Heinse, Klamer Schmidt]

² Aristarchos von Samothrake (217–145 v. Chr.), griech. Philologe.

An Friedrich Justin Bertuch, 22. März 1775

Verehrungswürdiger Herr,
Schon eh ich Ihre gütige Einladung für den Donkischot¹
zu collectiren, erhielt, hatt' ich mir Mühe gegeben, ei-
nige Subscribenten zusammenzubringen, weil ich Ihnen
dadurch einen kleinen Beweis meiner Hochachtung zu
geben wünschte. Allein was läßt in Böotien² sich ausrich-
ten, wenn der Ankündiger eines neuen Werks noch
nicht den allgemeinen Namen eines Wielands hat? Sie-
ben Exemplare sind also alles, was ich habe unterbringen
können. Die Namen der Subscribenten sind:
dhr.³ Kriegs Rath von Hohenhausen, in Herford.
Dhr. Richter Consbruch, daselbst.
Rath König, in Detmold.
Eine Lesegesellschaft, daselbst.
Dh. Rector Wehrmann, in Bielefeld
Ein Ungenannter.
Secre[tär] Benzler, in Lemgo.
Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit
Ihr gehorsamer Diener
Benzler.

¹ Friedrich Justin Bertuch: Leben und Thaten des weisen Junkers
Don Quixote von la Mancha. Neue Ausgabe, aus der Urschrift
des Cervantes, nebst der Fortsetzung des Avellandeda. Weimar
1775–1777.

² Gemeint ist Westfalen, das hier mit Boiotien, einer Landschaft
in de griech. Mythologie, deren Bewohner als einfach und plump
galten, verglichen wird.

³ Steht für: Der Herr.

An die Leser dieser Blätter in »Der Baurenfreund«
(1775)

Nicht wahr, meine lieben Freunde, Ihr wünschet alle, immer vergnügt und glücklich zu seyn? Das ist gut. Diesen Trieb nach Glück oder Vergnügen hat Gott in unsere Seelen geleet; und es ist unsere Schuldigkeit, daß wir uns eine dauerhafte Zufriedenheit und Glückseligkeit zu erwerben suchen. Denn unser guter Vater im Himmel hatte keine andere Absicht, da er die Menschen schuf, als daß sie ihres Lebens froh werden sollten. Weil nun die meisten Menschen nicht recht wissen, wie sie das anfangen sollen, und sich selbst unglücklich und mißvergnügt machen, wenn sie ihrem eignen Kopfe folgen, so hat er uns ausdrücklich in der Bibel sagen lassen, was wir thun müssen, wenn wir in Zeit und Ewigkeit glücklich werden wollen. Wenn wir alle der Bibel folgen, und so lebten, als uns darinne vorgeschrieben wird, so würde gar kein Elend auf der Welt seyn. Viele erfahrene Leute haben es gesagt und noch auf ihrem Sterbebette versichert, daß sie nicht eher recht vergnügt und zufrieden geworden, als da sie anfangen nach Gottes Worte zu leben. Aber leider, lieben Freunde, haben wohl noch manche unter euch ganz andere Begriffe von Gottes Wort, und bilden sich ein, daß sie viel vergnügter leben könnten, wenn sie nicht nöthig hätte, so zu leben, wie es Gott haben will. O, meine Freunde! die das glauben, sind sehr zu bedauern; sie sind ganz auf dem unrechten Wege. Das kömmt daher, weil sie Gottes Gebote nicht recht verstehen, weil sie in der Jugend verkehrt und ohne Verstand von Gott und seinem Willen sind unterrichtet worden, oder weil ihre bösen Angewohnheiten ihnen so zur Natur geworden und so tief eingewurzelt sind, daß sie glauben, sie würden die elendsten Menschen werden, wenn sie dieselben ausrotten sollten. Sie stellen sich deswegen Gott so vor, als einen strengen Herrn, der blos das

befiehlt, was ihm einfällt, ohne sich zu bekümmern, ob es die Menschen glücklich oder unglücklich macht; sie bedenken nicht, daß der gütige Gott uns nichts anders befehlen kann, als wovon er weiß, daß es uns alleine glücklich machen wird. Sonst würden sie sich gewiß alle Mühe geben, so zu leben, wie es Gott haben will, und dann würden sie bald aus eigener Erfahrung gewahr werden, daß nichts auf der Welt einen Menschen zufriedner und vergnügter machen, nichts uns ein dauerhafteres Glück erwerben, alle Unfälle erleichtern, und endlich im Tode Trost geben kann, als ein gutes christliches Leben; und ein christliches Leben ist, wenn wir Gott über Alles und andern Nächsten wie uns selbst lieben.

Daß wir nun nicht anders glücklich werden können, als wenn wir das thun, was dieses Gebot in sich fasset, das will ich euch mit Gottes Hülfe in diesen Blättern so leicht und begreiflich zu machen suchen, daß ihr mir gewiß Recht geben sollt. Es ist wohl wahr, die meisten von euch werden es schon wissen, wie ein gutes christliches Leben beschaffen seyn muß; aber sie wissen es doch wohl nicht immer so deutlich und so vollständig, oder sie denken wohl nicht so fleißig daran, daß es nicht recht gut seyn sollte, wenn sie bisweilen daran erinnert werden. Es ist wahr, es wird euch wenigstens alle Sonntage von euren Predigern von der Kanzel vorgehalten; aber weil das nur mündlich geschieht, weil ihr oft nicht recht aufmerksam seyd, oder auch wohl nicht alles versteht, so geht das bald wieder vorüber, und ihr wisset euch, wenn ihrs auch noch so gut verstanden habt, doch nachher nicht recht wieder darauf zu besinnen. Hier aber könnt ihr es gedruckt lesen, und so oft wieder überlesen, bis ihr es recht im Kopfe habt. Es ist endlich auch wahr, in der Bibel ist alles, was ihr zu eurem zeitlichen und ewigen Glücke wissen müßt, schon weit besser gesagt, als ich es euch sagen kann; aber man wird doch immer einer Sache

gewisser, wenn sie einem auf mehrerley Art vorgestellt und erklärt wird; und die Bibel ist auch an machen Stellen schwer zu verstehen, welches daher kömmt, weil sie vor zwey tausend Jahren und länger, für Leute geschrieben ist, die ganz anders dachten, redten und lebten, als wir heut zu Tage.

Leset also diese Blätter nur fleißig und mit Bedacht, lieben Freunde! und denket dabey nicht daran, ob die Person, welche sie aus Liebe zu euch drucken läßt; jung oder alt, vornehm oder geringe, geistlich oder weltlich ist, sondern fraget eure Vernunft und euer Gewissen, ob das, was ich sage, nicht wahr ist.

Ich denke euch aber nicht bloß zu belehren; ich will euch auch einen angenehmen Zeitvertreib in die Hände geben. Denn ich werde euch nicht immer geradezu sagen: das müßt ihr thun, das müßt ihr lassen; sondern ich werde euch zwischendurch allerley artige Historien erzählen, die es euch recht vor die Augen malen sollen, daß man am besten dabey fährt, wenn man so thut, wie es Gott haben will, und wie häßlich und böse es ist, wenn man nicht nach seinen Geboten handelt. Manchmal will ich euch auch zum Vergnügen allerley lustige Fabeln, Lieder und dergleichen zu lesen geben. Ihr könnt also Abends, oder wenn ihr sonst nichts zu thun habt; diese Blätter euch untereinander oder euren Kindern mit Vergnügen vorlesen. Für eure Kinder werde ich besonders sorgen und euch oft Anweisung geben, wie ihr sie auf eine leichte Art besser und vernünftiger erziehen und unterrichten könnt, als es jetzt gewöhnlich ist.

Dies, wovon ich bisher gesagt habe, ist nun das vornehmste, worauf es ankömmt, wenn ihr glücklich seyn wolle; und deßwegen werde ich mich hauptsächlich damit abgeben; aber ich wollte euch doch auch gerne zu gleicher Zeit mancherley andre Dinge lehren, die euch klüger in euren Geschäften machen, euch mehr Bequemlichkeit und Ehre erwerben können. Ich will daher

sehen, ob ich euch nicht manchmal etwas von dieser Welt und den Dingen, die in ihr sind und vorgehen, erzählen kann, das ihr noch nicht wisset, wenn ihr sie auch alle Tage seht und damit umgehet. Solche Einsichten werden euch vielerley Vortheile schaffen, sollte es auch nur seyn, daß die Vornehmen und Großen dieser Welt euch nicht so geringe schätzen wegen eurer Unwissenheit. Es bekümmert mich allemal von Herzen, wenn ich höre, daß man den Landmann geringe achtet, da doch kein Mensch, selbst König und Kaiser, nicht ohne den Landmann fertig werden kann, und weil die gesundesten und stärksten Menschen, die man im Kriege und zu andern schweren Arbeiten braucht, auf dem Land geboren und gezogen werden. Deßwegen ist auch der Bauernstand in den Augen aller vernünftigen Leute der ehrwürdigste Stand von allen. O meine Freunde! ihr würdet es leicht dahin bringen, daß euch Jedermann die Ehre, die Achtung, die Liebe bewiese, die eurem Stande überhaupt zukömmt, wenn ihr nur selbst euch etwas mehr Mühe geben wolltet, diese Vorzüge zu verdienen; wenn ihr euch allerley nützliche Einsichten erwürbet, und dabey selbst immer mit eurem Stande zufrieden wäret, der vor andern Ständen so viele Vorzüge hat; wenn ihr die Redlichkeit, die Unschuld der Sitten bewahrtet, die euch eure einfältige ruhige Lebensart auf dem Lande, wo ihr wenig nöthig habt um vergnügt zu seyn, und nicht viel mit den bösen Leuten aus der großen Welt umgehet, so leicht macht; und wenn ihr euch nicht durch Unwissenheit und grobe Sitten oft selbst bey den Menschen, die euren Werth am meisten erkennen und schätzen, verächtlich machtet.

Nun ich hoffe, daß ihr gerne besser, weiser, geehrter und also glücklicher werden wolltet, als ihr größtentheils bisher wohl gewesen seyd, und daß ihr euch also freuen werdet, wenn ich euch dann und wann in diesen Bättern etwas sage, das euch dazu behülflich seyn kann. Wie will

ich mich freuen, wenn ich höre, daß ihr sie gerne leset,
und wie will ich Gott danken, wenn ich erfahre, daß ei-
ner oder der andre von euch Nutzen daraus gehabt hat!
Glaubet nur, daß ich es von Herzen gut mit euch meyne.
Der Baurenfreund.

An Christoph Martin Wieland, 1. Februar 1776

Lemgo, am 1^{ten} Febr[uar] 1776

Verehrungswürdigster H[err] Hofrath,
Statt der 19 Exempl[are] vom deutschen Merkur, die bisher an hiesiges Hessisches Postamt gekommen sind, ersuche ich ergebenst, künftig nur 14 Exemp[lare] an Gräfl[iches] Lipp[isches] Intell[igenz] Comtoir hieselbst schicken zu lassen, weil verschiedne meiner vorigen Abonnenten ihre Exemplare auf dem näher gelegenen Postämtern bestellen wollen. Ich wende mich dieserwegen an Sie selbst, um zugleich ein Programm von einem jungen Genie beyzulegen, der jetzt bey hartknochen ein merkwürdiges Werk über den Zend-Avesta¹ drucken läßt; und bey herrn Bertuch anzufragen, ob er die Gelder für die mir übersandten Exempl[are] seines Donquixotte empfangen. Ich wünschte sehr, daß er mir hierüber in einigen Zeilen Nachricht gäbe, weil mein Postschein nur auf ein Vierteljahr gültig ist. – Der mir fehlende Monat August des deutschen Merk[ur] ist jetzt, nachdem ich ihn schon von Ew. Wohlgeb[ohren] erhalten, auch noch auf der Post angekommen, und ich erwarte daher befehl, ob ich denselben an Sie oder ans Postamt zu Erfurt zurückschicken soll?

Mit der wärmsten Hochachtung und Ehrerbietung bin ich Ew Wohlgeb. ergebenster Diener Benzler.

¹ Zend-Avesta, Zoroasters Lebendiges Wort. Übersetzt von Johann Friedrich Kleuker. 3 Bde. Riga 1776/1777.

Von Justus Möser, 28. August 1776

Würdiger, Lieber Herr!

Erschrecken Sie nicht, liebster Freund, daß ich Ihnen eben den Tittel gebe, welchen ich nach D. Luthers Vorschrift nur meinem Beichtiger schuldig bin! Er gefällt mir immer so gut, und dann muß ich Ihnen doch auch, da Sie meine Schriften herausgeben wollen¹, als Autor beichten. Bey dem »Harlekin«² wird mir das Gewissen nicht schwer; ich sollte und könnte ihn zwar nach den verschiedenen Kritiken, die darüber gemacht worden, in manchen Stücken abändern; aber wenn ich ihm ein Stück von der Nase schnitte, so passete die schöne Brill nicht, und das wäre doch auch schade. Der »Brief an den Vicar«³ liegt mir auch nicht sonderlich auf dem Herzen. Wie mancher Vater sagt nicht zu seinem Sohn: Junge, gehe nicht ins Bordel, du wirst sonst im Hospital sterben! Gerade dieses und nichts mehr habe ich in dem Briefe sagen wollen. Man thut mir also unrecht, wenn man fordert, daß ich andere Gründe für die christliche Religion gebrauchen sollen, oder der Vater hat auch gesündigt, daß er seinen Sohn nicht auf das sechste Gebot verwiesen. Desto bekümmerter aber bin ich wegen des »Schreibens an den Oberrabbiner«, dessen Bekandtmachung mir von Männern verdacht ist, die ich von ganzem Herzen verehere und zu verehren schuldig bin. Sie glauben, ich habe spotten wollen, und das ist doch in der That meine Absicht nicht gewesen, so sehr auch der Schein wider mich ist. Andre haben gemeint, daß ich im Ernst die Juden bekehren wollte und ihnen doch ein sehr

¹ Der Sammelband mit fünf kleinen Schriften von Justus Möser ist 1777 in Bremen erschienen.

² Justus Möser: Harlekin, oder die Verteidigung des Groteske=Komischen. [o. O.] 1761.

³ Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bey dem Herrn Johann Jacob Rousseau. 1762.

beleidigendes Compliment gemacht hätte. Auch hieran habe ich nicht gedacht, ohnerachtet es mir widersinnig schien, daß Männer, welche als Philosophen die Auferstehung wünschten, eine nähere Bestärkung derselben aus der Offenbarung von der Hand wiesen. [...]

Da ich bei dem allen das gegebene Ärgernis ungerne vergrößern mögte, so soll es mir angenehm seyn, wenn der »Brief an den Oberrabiner« nicht wieder abgedruckt wird.⁴ Es sind nicht über hundert Exemplare davon ins Publicum gekommen und diese vermutlich längst verworfen.

Die Abhandlung von dem »Werthe wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften«⁵ ist zu einer Zeit erschienen, wo man poetische Prosa liebte, und ich zweifle, ob solche dermahlen längst verworfen.

Meiner Meinung nach wäre es am besten, den »Harlekin« und den »Brief an den Vicar« jeder allein, doch in einem Format abdrucken zu lassen. In einer Sammlung mit den übrigen mögten solche zu sehr contrastiren und diese in catholischen Ländern wegen des »Briefes an den Oberrabiner« keinen Eingang finden. Auf gleiche Art könne allenfalls auch die Schrift von dem »Werth der Leidenschaften etc.« abgedruckt werden, doch müste ich solche erst von den vielen darin enthaltenen Druckfehlern reinigen.

Pro honorario habe ich zum erstenmahl nichts erhalten und verlange es jetzt nicht. Überlegen Sie alles und melden mir Ihre Meinung.

⁴ Der erstmals 1773 nur für Freunde publizierte Schrift »Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa Oberrabbinern zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion« wurde doch im Sammelband abgedruckt.

⁵ Justus Möser: Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften. Hannover 1756.

Das Anliegen in Ihrem Schreiben vom 20. Dec[ember]
v[origen] J[ahres]⁶ habe ich mehrmalen überlegt, aber zu
dessen Beförderung noch nichts ausgefunden. Wäre hier
ein Landesherr in Person, der Verdienste erkennete und
belohnte, so liessen sich Vorschläge thun. Aber mit col-
legiis ist in solchen Fällen, wo sich nicht eine völlig be-
queme Gelegenheit zeigt, nichts auszurichten. Sie fühlen
dieses so gut, als ich es Ihnen sagen kann. Vale qui valere
dignus es!⁷

d[en] 2. Aug[ust] 1776

J[ustus] Möser.

⁶ Nicht ermittelt.

⁷ Lebe wohl, der Du des Wohllebens würdig bist.

Über den Tod von Casimire Gräfin zur Lippe (1778)

Empfindungen bey Casimirens¹ Tode.

Sie ist nicht mehr, für uns nicht mehr, unsre Einzige, unsre ewig geliebte, unvergeßliche, unersetzliche Casimire, unsre theuereste Fürstinn und Landesmutter! ja, Sie die wahre Mutter dieses ihres zweyten Vaterlandes, die uns alle mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte, für alles, was uns angieng, mit so inniger Theilnehmung sorgte! Sie, die Versorgerinn der Armen, die Zuflucht der Bedrängten und Hülfflosen, die Pflegerinn der Kranken, die Freude und Wonne jedes Rechtschaffenen, jedes Christen, das Entzücken aller, die Ihres näheren Umgangs, Ihrer Vertraulichkeit genossen, der Trost, der Stolz, die Seligkeit, der Schutzengel Ihres Gemahls und Ihrer Kinder, das Beyspiel und Muster jeder Tugend, die reinste, edelste, ganz GOtt und ihrem Erlöser geweihte Seele, der Engel in Menschengestalt, der vom Himmel herabgekommen zu seyn schien, uns zu beglücken und zu segnen – Sie ist nicht mehr auf Erden! betäubt und wie vom Blitz getroffen hören wir die schreckliche Nachricht! dann fließen unsre Thränen, und Jammer und Wehklage verbreitet sich durchs ganze Land, und untröstbar sind alle, welche das unschätzbare Glück genossen, näher um Sie zu seyn, denen der Glanz ihrer himmlischen Holdseligkeit, ihrer beyspiellosen Tugenden näher leuchtete, besonders Ihr Gemahl, unser theurester Landesvater, Ihr Sohn, unsre Hoffnung, Ihre Sie so innig liebende, ihr so ähnliche Schwester! –

¹ Kasimire Gräfin zur Lippe, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau (1749–1778). Seit Ihrer 1769 ehelichen Verbindung mit Simon August Graf zur Lippe (1727–1782) setzte sie sich für die Armen- und Krankenfürsorge in der Grafschaft Lippe-Detmold ein.

O Allgütiger und Allgewaltiger, wie stark, wie fürchterlich hast du uns erinnert, daß Deine Wege unerforschlich, nicht unsre Wege sind! Du siehst unsre Thränen, unsern Jammer, unser tiefes Leiden; und Du kannst es nicht verdammen. Wir wären nicht werth, Sie besessen zu haben, so lange durch Sie glücklich gewesen zu seyn, wenn wir ihren Verlust weniger empfänden. Nein, meine Mitbürger, laßt uns die Empfindungen unsers Herzens nicht unterdrücken; sie sind gar zu gerecht, und zeugen, daß wir Ihrer nicht ganz unwürdig waren, daß wir für Ihre Tugenden Gefühl hatten. Aber lasset uns auch an Ihn hinaufdenken, der Sie jetzt noch näher, als Sie schon in diesem Leben es war, mit Sich vereinigt, Sie den Leiden und Sorgen dieser Welt (und ach Sie hatte deren viele! die Laster und Leiden, die Seelen- und Leibesgebrecchen Ihrer Nebenmenschen machten sie Ihr!) entrückt hat, Sie mit Strömen unversiegender Glückseligkeit aus den Bächen des Lebens tränkt! – Lasset uns nicht vergessen, daß Er Sie einst mit uns herrlicher aus dem Grabe, das jetzt Ihre Gebeine aufnimmt, auferwecken, und daß dann wir alle, selbst die geringsten von uns, die Ihrer würdig wandelten auf Erden, die Ihr an Tugend, an Menschenliebe und Frömmigkeit, an Wohlthun, an wahrer Herzensdemuth, an gänzlicher Selbstverläugnung, kindlicher Glaubenseinfalt, unzertheilte Hinopferung an GOtt, innigen Hangen an Ihrem Erlöser und HErrn (in allen diesen Christentugenden war sie Muster!) ähnlich waren, dann ewig und näher und vertraulicher, als die Verhältnisse dieser Welt es hier erlaubten, mit Ihr in Liebe und ewig wachsender Wonne und Vollkommenheit vereinigt seyn werden. – Ihr Beyspiel lebe unter uns und sey uns neuer Sporn und stärkere Aufmunterung, nach dem Ziel zu ringen, daß Sie so früh, zum Lohn Ihrer früh reifen Vollkommenheit! erreicht hat. – [...]

B[enzler]

An Salomon Geßner, 14. Januar 1780

Lemgo, 14^{ten} Jan[uar] 1780.

Seit dem Augenblicke, da Gefül fürs Schöne und Gute in mir erwachte, hab' ich Sie verehrt und bewundert, wie wenig andre Schriftsteller und Künstler! Manche selige Stunde hab' ich in der schönen Natur bei Ihren Hirten, wie in Elysium, verlebt, und oft an Werken Ihrer Nadel, diesen eben so treuen Abdrukken Ihres Geistes und Charakters Aug und Herz geweidet. Kurz, Sie sind einer von den wenigen, denen ich viel von meiner moralischen Bildung verdanke; und nie werd' ich aufhören, Sie mit dem wärmsten Herzen zu lieben. Dis sei meine ganze Entschuldigung, daß ichs wage, Ihnen mit einer sehr angelegentlichen bitte beschwerlich zu fallen. Vor einiger Zeit sah ich zum erstenmal die neue grosse Ausgabe Ihrer Werke.¹ Hingerissen von der Schönheit Ihrer dazu radirten Blätter und Vignetten, beschlos ich gleich, sie mir anzuschaffen, habe sie aber bisher in verschiedenen Buchläden nicht auftreiben können. Wolten Sie nun wol nicht die Gefälligkeit haben, mir diese Ausgabe, so weit sie fertig ist, (was ich sah, waren nur zwei Bände) zu übersenden? oder allenfals nur besondere Abdrucke der radirten Blätter und Vignetten; da diese allein wol nicht so hoch kämen, und ich schon die kleine letzte Ausgabe mit allegorischen Vignetten, und noch eine mit deutschen Lettern besize.

Fast eben so gern hät' ich auch Ihre beiden Samlungen von Landschaften, von denen ich nur die eine vor etwa 10 Jahren bei meinem Gleim in halberstadt, und seitdem nie wieder, gesehen habe. Diese legen Sie also doch auch bei!

¹ Salomon Gesner: Salomon Gessners Schriften. 2 Bde. Zürich 1777/78.

Noch grösser würden Sie meine Verbindlichkeit machen, wenn Sie mir überdem noch zugleich besondere Abdrücke anderer Ihrer Vignetten, oder was Sie sonst dergleichen gearbeitet haben, übersenden könnten. Jedes Stück würde mir kostbar, und eine Zierde, ein Kleinod meiner ziemlichen Sammlung deutscher Kupferstiche sein, die eine der aufheiterndsten Ergänzungen meines sonst traurigen Lebens ausmacht.

Erfüllen Sie meine Bitte, bester Mann! Auch mein liebes Weibchen, eine Phillis an sanfter Güte und reiner Unschuld, bittet Sie, ihren Liebling unter den Dichtern, darum!

Was Sie für diesen Brief und für Ihr Päckchen, etwa bis Frankfurt, an Porto bezahlen müssen, bringen Sie nur mit dem übrigen in Rechnung, und melden mir, ob ich das Geld nicht in Leipzig oder Frankfurt auszahlen kan; und an wen?

Könt' ich Ihnen doch sagen, wie sehr Sie von zwei guten und redlichen Herzen geliebt werden!

Ganz der Ihre, J. L. Benzler.

An Karl Wilhelm Ramler, 15. Februar 1780

Lemgo, den 15^{ten} Febr[uar] 1780.

Verehrungswürdigster Herr Professor,
Herr Himburg¹ schreibt mir, daß Sie sich für mein Unternehmen, den Zuschauer² in einen neuübersetzten Auszuge herauszugeben, interessiren, und selbst nicht abgeneigt sind, durch Uebersetzung der hin und wieder vorkommenden poetischen Stellen, daran Theil zu nehmen. Ausserordentlich freut mich diese Nachricht, weil das Werk dadurch eine Vollkommenheit mehr erhalten wird, die ich ihm nicht geben kann; und ich wünsche so sehr, daß die neue Uebersetzung des Originals so würdig, als möglich, werden mögte! Der Zuschauer verdient, wenn ich meinem Geschmacke trauen darf, da er schon lange her mein Lieblingsschriftsteller in dieser Art gewesen, und die alte deutsche Uebersetzung³ in jeder Absicht so schlecht ist, daß man daraus kaum die dürre Substanz, ohne Leben und Geist und Grazie kennen lernt. Ich hoffe daher lange, daß ein Anderer, und Geschickterer als ich, dem Zuschauer den Dienst thun würde, den ich ihm jezt zu thun wünsche; und da ich diese hoffnung nicht erfüllt fand, bot ich mich schon vor einigen Jahren hrn. Himburg dazu an, der es aber nicht eher, als jezt, seiner Konvenienz gemäß fand, mein Vorhaben auszuführen. Daß mir dis Gelegenheit giebt, an Sie, verehrungswürdigster Herr, zu schreiben, freut mich um desto mehr, da ich schon lange gewünscht habe, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie als einen der wenigen unsrer ersten Dichter

¹ Christian Friedrich Himburg (1733–1801).

² Die täglich erscheinende englische Zeitschrift »The Spectator« wurde 1711/12 von Joseph Addison und Richard Steele herausgegeben.

³ Die Übersetzung erschien 1739 bis 1744 unter dem Titel »Der Zuschauer« von Johann Christoph Gottsched unter Mitwirkung seiner Frau Luise Adelgunde Victorie.

hochschätze und verehere. Wie oft haben Sie mein Herz mit den edelsten erhabensten Gesinnungen, mit den süssesten Gefühlen der Zärtlichkeit und Wehmuth erfüllt! und wie viel hab' ich Ihnen in Ansehung der Bildung meines Geschmacks nicht zu verdanken! Mögten Sie uns doch bald mit einer neuen Ausgabe Ihrer sämtlichen Gedichte beschenken! Von dem, was Sie nach der letzten Sammlung derselben einzeln herausgegeben, habe ich noch fast nichts gesehen. – Doch wieder zum Zuschauer!

Aus dem Verzeichniß der besten Stücke desselben von Ihrer hand, welches hr. himburg mir mitgetheilt hat, habe ich mit Vergnügen, und nicht ohne Selbstgefälligkeit, gesehen, daß meine Wal mit der Ihren fast immer zusammentrifft. Nur in Ansehung einiger Stücke bin ich andrer Meynung. Ich will Ihnen, so weit ich verglichen und gewählt habe, meine Gründe sagen, und sie Ihrer Entscheidung unterwerfen.

Das 7^{te} St[ück] von abergl[äubischer] Vorbedeutung, scheint mir zu trivial und im deutschen Wochenbl[att] und ähnlichen Schriften schon zum Ekel abgedroschen. Dies mögte noch von einigen andern gelten, z. B. von der Freundschaft. St[ück] 68. und Pfaramonds Geschichte St[ück] 76 pp. die ohnedem nur eigent[lich] Regenten gute Lehren geben.

Das 21^{te} St[ück] von den gelehrten Fakultäten scheint mir zu lokal; und auch an sich zu unerheblich.

Die St[ücke] 39, 40, 42, 44, v[on] d[er] Tragödie scheinen mir wieder theils zu sehr lokal, theils nur für eine kleine Klasse von Lesern interessant, theils durch viel richtigere Grundsätze, als die darin herrschenden französischen, übers Theater, für uns überflüssig.

Das alte heldenlied, Chevy=Chase, im 70 u[nd] 74ten St[ück] ist vielleicht unter uns schon zu bekant, da seit kurzem die Volkspoesie so sehr Mode geworden und so vieles darüber geschrieben ist. Doch weis ich dies nicht

gewiß, und nehme es gern auf, wenn Sie die angeführten Strophen übersezen wollen, wozu ich selbst nicht fähig bin.

Das 83^{te} St[ück] von der Malerey scheint mir zu unbedeutend. In dem 105^{ten} St[ück] von der Pedanterey, scheint mir der Begrif von einem Pedanten ganz unrichtig gesagt zu seyn. – So weit bin ich erst gekommen. Einige andre Stücke, die Sie nicht bezeichnet haben, mögte ich dagegen gern beibehalten, z[um] B[eispiel] die Stücke über einige Klubs im 1^{ten} Bande, die mir Meisterstücke von Laune und feiner Satire zu seyn scheinen, und überhaupt vielleicht nicht ohne Interesse für unser Publikum seyn würden, da die Klubs auch jezt in Deutschland sehr gemein zu werden anfangen. Sie selbst haben schon eins über den ewigen Klub St[ück] 72 anmerkt.

Die Stücke über Miltons ver[lorenes] Paradies⁴, dünkt mich, könnten weggelassen werden, da die Bemerkung in denselben schon in Bodmers und Zachariä's Noten⁵ angebracht und allgemein bekant sind.

Ich bin sehr begierig, Ihre Meynung und Entscheidung über diese Punkte zu wissen!

Die lateinischen Verse, welche hin und wieder angeführt werden, müsten auch wohl übersezt werden, wie im Original geschehen ist. Wollen Sie die Güte haben, dies auch zu übernehmen, so will ich dieselben nach den Seitenzahlen der alten Uebersetzung auszeichnen, und Ihnen die Liste derselben übersenden; zugleich will ich die Englischen poetischen Stellen abschreiben, und eine

⁴ Der engl. Dichter John Milton (1608–1674) hatte 1667 das in 12. Gesängen aufgeteilte epische Gedicht »Paradise Lost« veröffentlicht, das von den gefallenen Engeln und der Vertreibung Adams und Evas aus dem Garten Eden handelt.

⁵ Der Zürcher Dichter und Übersetzer Johann Jakob Bodmer (1698–1783) hatte 1732, Friedrich Wilhelm Zachariä 1760 eine Übersetzung von »Paradise Lost« mit Erläuterungen vorgelegt.

prosaische genaue Uebersetzung beifügen. Beides wird nicht viel betragen. Die Mottos über den Stücken zu übersetzen, wäre wohl nicht nöthig, wiewohl es im Original geschehen ist; wer könnte es sonst besser, als der Uebersetzer des Horaz!

In schnlicher Erwartung einer Antwort, die Sie allenfalls nur mündlich Herrn Himburg auftragen können, bin ich beständig mit größter Verehrung Ihr ganz ergebens-ter Diener Benzler.

Die Stellen aus Milton brauchte ich wol nicht erst zu übersetzen, da Sie ohne Zweifel Bodmers und Zachariäs Übersetzung selbst besitzen. Ich war willens sie nach der letztern anzuführen; aber freylich verdienten sie, noch besser übersetzt zu werden.

An Karl Wilhelm Ramler, 15. März 1780

Lemgo, den 15^{ten} März, 1780.

Verehrungswürdigster Herr,
Sie haben mich durch Ihre so herablassende und umständliche Beantwortung¹ meines Briefes außerordentlich verbunden; und ich erkenne diese Güte mit dem wärmsten Danke. Ich hatte es Ihnen unbedingt überlassen, über meine Bedenklichkeiten wegen einiger von Ihnen gewählten Stücke zu entscheiden; da Sie aber so gefällig gewesen sind, mir Ihre Gründe anzuzeigen, so kann ich Ihnen sagen, daß Sie mir, ohne Partheilichkeit, oder Vorurtheil für Ihre Autorität, Recht zu haben scheinen, und ich also um desto lieber diese Stücke aufnehmen werden. Ich erhalte dadurch zugleich den Schlüssel zu Ihrer Wahl einiger andern Stücke (z[um] B[eispiel] der über Ludwig XIV.) die ich sonst vielleicht auch übergangen wäre. Uebrigens freut mich doch, daß Ihre Wahl mehr auf andern Gründen, als auf dem innern Werth der Stücke beruht.

In Ansehung Steelens und Addisons denk' ich gerade eben so, wie Sie. Freilich zog ich vormals auch Steelens Stücke vor, ungefähr so, wie ich Richardsons Romane den Fieldingschen unendlich vorzog; aber schon lange bin ich von diesem Enthusiasmus, wofür ich jedoch dem Himmel danke! zurück. Steelens Arbeiten sind mir jetzt sehr gleichgültig, und ich würde wenig von seinen Stücken beibehalten, wenn ich nicht auf einen so großen, vielleicht den größten Theil des Publikums, Rücksicht nehmen müßte. Je mehr ich aber Addisons Aufsätze lese, desto mehr behagen Sie mir; und es thut mir wirklich immer weh, wenn ich eins seiner Stücke überschlagen soll. Gewis sind sie das Schönste dieser Art an attischer Simplicität, Eleganz und Feinheit, was England, und

¹ Ramlers Brief an Benzler vom 1. März 1780.

vielleicht jede neuere Nation aufzuweisen hat. So hätte Xenophon geschrieben, wär er ein neuerer Britte gewesen! – herr X. oder Budgel², kömmt, dünkt mich, Addison am nächsten.

Beiläufig: wie kömmt es, daß wir in Deutschland noch kein Wochenblatt haben, das man dem Zuschauer, Schwäzer und Aufseher an die Seite setzen könnte. Die Vortheile, welche Addison und Steele in London hatten, sind freylich auffallend; aber der Mangel derselben in Deutschland ist doch nicht hinreichend zu verhindern, daß wir nicht auf vortrefliche Schriften der Art haben könnten; und es fehlt uns ja nicht an Köpfen, die dazu fähig wären. Berlin wäre, dünkt mich, der Ort, wo so was am ersten zu Stande gebrachten werden könnte; und Sie, Engel, Moses³, und mehrere in und außer Berlin, würden gewiß ein Wochenblatt liefern, daß auf keine Weise dem Zuschauer nachstehen dürfte. Besonders für Schriftsteller, die zu träge oder schwächlich sind, eigne grössere Werke auszuarbeiten, wäre dis ein herrliches Mittel, ihre Schätze von Weisheit und Erfahrung nicht mit sich ins Grab zu nehmen, und unendlich viel zur Aufklärung ihrer Mitmenschen beizutragen, ohne daß es ihnen große Anstrengung kostete. Eben das gilt von dem Geschäftsmann, der zu grössern Arbeiten nicht Zeit hat. Mögte dis Sie veranlassen, ein solches Projekt mit Ihren Freunden auszuführen! – Lebte Kleist noch, so hätten wir vielleicht jezt einen Deutschen Aufseher. Nun haben

² Der englische Schriftsteller Eustache Budgell (1686–1737), der neben Addison und Steele am »Spectator« mitgewirkt hatte und dessen Stücke darin mit einem X markiert sind.

³ Die Philosophen Johann Jakob Engel (1741–1802) und Moses Mendelssohn (1729–1786).

wir nichts Aehnliches, als Möser's Phantasien⁴, und Engels Philosophen für die Welt⁵, der aber, wie ich Engeln kenne, leider wohl bald eingehen wird!

Ich übersende Ihnen hier nun das Verzeichniß der poetischen Stellen aus den 4 ersten Bänden, die in den gewählten Stücken vorkommen; und freue mich ausserordentlich, daß Sie diesselben nun übersetzen und versificiren wollen. Meine beygefügte prosaische Uebersetzung soll bloß wörtlich treu seyn, weiter nichts! Den Geist werden Sie aus den Originalen sehen. So bald Sie mit den Stellen aus einem oder zwey Bänden fertig sind, so haben Sie doch die Güte, mir dieselben zuzuschicken, damit ich sie gleich gehörigen Orts einschalte.

Vor den Breitkopfschen Uebersetzern⁶ fürcht' ich mich eben nicht. Sie haben zu viel Unsinn in den Zuschauer gebracht, als daß sie sich regen sollten; und wer liest ihn noch in ihrer Uebersetzung? Haben sie doch auch zu der neuen Verdeutschung der besten Stücke des Schwätzers geschwiegen, wobey sie in der Vorrede angegriffen werden.

Ich bin mit der wärmsten, aufrichtigsten Verehrung beständig

der Ihrige
Benzler.

Die in dem Verzeichniß mit Röthel angestrichenen Stellen, bitte ich, vorläufig einmal durchzusehen.

⁴ Justus Möser (Hg.): Patrotische Phantasien. Berlin 1775–1786.

⁵ Johann Jakob Engel (Hg.): Der Philosoph für die Welt. Leipzig 1775, 1777 und 1800.

⁶ Johann Gottlob Breitkopf (1719–1794) war der Verleger der ersten Übersetzung des »Zuschauers«.

An Karl Wilhelm Ramler, 28. August 1780

Lemgo, am 28^{ten} Aug[ust] 1780.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster, theuerster Herr Professor, daß ich Ihr gütiges Schreiben vom 19^{ten} May so spät beantworte! Eine Menge ganz unvorhergesehener Arbeiten und Zerstreungen haben mich verhindert, meinen Auszug aus dem ersten Bande des Zuschauers so früh zu übersenden, als ich mirs vorgesetzt hatte; und darauf verschob ich immer meine Antwort. Mit diesem Briefe geht nun zugleich das Mskpt.¹ des Auszugs aus dem 1^{ten} Bande ab. Sollten Sie's einmal ansehen, so wundern Sie sich nicht, daß so vieles darin durchgestrichen und geändert ist, und daß es überhaupt so schlecht und verworren aussieht. Den größten Theil dieses Bandes hatt' ich schon vor einigen Jahren übersetzt: da fand ich also sehr viel zu verbessern; und noch manches übergangene Stück zwischen einzuschieben. Auch nachher hatte ich anfangs verschiedene Stücke übergangen, die ich, theils auf Ihre Gründe, theils bey eigner genauerer Ueberlegung, noch aufzunehmen für nöthig hielt. Diese nachher hinzugekommenen Stücke sind fast alle auf blau Papier geschrieben, dessen ich mich jetzt, meiner schwachen Augen wegen, immer bedienen muß.

Ihre Uebersetzungen der poetischen Stellen haben meiner Erwartung – und die war nicht klein! – völlig entsprochen; besonders die aus Virgil, Persius und Milton. O hätten wir diese Dichter ganz so in unsrer Sprache! wie armselig erscheint des guten Zachariä Uebersetzung gegen die Ihrige! Nur der einzige Miltonsche Vers im 12^{ten} Stück;

Einzelnen oder einer des andern Töne begleitend,
hieße vielleicht getreuer:

¹ Manuskript.

Einzeln oder einander antwortend in wechselnden Chören;

wenigstens gefällt die Idee im letztern mir noch besser; aber freylich ist der Sinn des Englischen Verses etwas zweifelhaft, und Ihr Vers klingt besser.

Noch eine Stelle aus Shakespeare's Hamlet im 44^{ten} St[ück] (den 24^{ten} des Auszugs) übers Trauerspiel hatt' ich übersehen und für Sie auszuzeichnen vergessen, weil ich Eschenburgs prosaische Verdeutschung² genommen hatte. Sie hat im Eschenburg, wie der ganze Shakespeare, sehr verloren, und es würde mir daher lieb seyn, wenn Sie sie noch übersetzen und einschieben wollten.

In Ansehung der Orthographie schreiben Sie vor, was Sie für gut finden. Denn Setzer und Korrektor haben immer ihre eigne, die sie befolgen, wenn sie nicht besondere Vorschrift darüber erhalten. Mir wenigstens ist noch nie etwas genau nach meiner Handschrift abgedruckt worden, und daher bin ich denn gegen meine Orthographie sehr gleichgültig geworden; auch deßwegen, weil jetzt zu keiner bestimmten Rechtschreibung in Deutschland Hoffnung scheint. Vormalis war ich darinn sehr ekel, weil ich mir mit vieler Mühe und Sorgfalt die Orthographie der besten damaligen Schriftsteller, Gellerts, Rabeners, Hagedorns, Kramers pp. [eingefügt: die Sie auch in diesem Briefe finden] so sehr angewöhnt hatte, daß ich auch im Schlafe nicht anders hätte schreiben können; seit einiger Zeit aber such' ich mir die Bürgerische³ anzugewöhnen, weil sie mir wegen ihrer Simplicität gefällt, und man so viel Buchstaben im Schreiben dabey erspart. Daher ist meine Schreibung jetzt noch etwas inkonsistent. So weit ich jetzt mit dem Auszuge gekommen bin, läßt sich das nun nicht wohl ändern; künftig aber will ich, wenn Sie's

² Der Literaturhistoriker Johann Joachim Eschenburg (1743–1820) hatte von 1775 bis 1777 die Übersetzung »William Shakespeare's Schauspiele« veröffentlicht.

³ Der Dichter Gottfried August Bürger (1747–1794).

wünschen, Ihre vorgeschlagene Orthographie gern beobachten; und es muß dann nur dafür gesorgt werden, daß auch der Setzer und Korrektor sie von Anfang an beobachten.

Den Numern der Stücke des Auszugs hab' ich zugleich die Numer jedes Stücks im Original in Häkchen beygefügt. Es wäre vielleicht manchem Leser lieb, wenn dies so abgedruckt würde. Gefällt es Ihnen aber nicht, so kann sie der Setzer weglassen. Den Inhalt jedes Stücks hab' ich drüber gesetzt, welches mir besser scheint, als ihn am Ende anzuhängen. Doch müßte wohl am Ende jedes Bandes ein besonders Verzeichniß des Inhalts stehen.

Ihren fernern Versifikationen (die zum 2^{ten} Bande hab ich erhalten) seh' ich mit Sehnsucht entgegen. – Mögt' ich nur, durch meine Arbeit, die Gewogenheit nicht ganz verlieren, deren Sie mich, seit dieser unsrer Konnexion, gewürdigt haben! Ich thue wenigstens, was ich kann, wiewohl Hrn. Himburgs Bedingungen eben nicht übermäßig reizend sind. –

Nie werd' ich aufhören, mit der wärmsten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ganz der Ihrige
Benzler.

Noch eine Bitte: Hätten Sie wohl nicht die Güte, mir von dem, was Sie, seit der letzten Sammlung Ihrer Originalwerke, einzeln haben drucken lassen, ein Exempl[ar], wenn Sie noch damit versehen sind, zuzuschicken?

Von Christian Conrad Wilhelm Dohm,
10. November 1780

Berlin den 10^{ten} Nov[ember] 1780.

Liebster benzler,

Ich habe Ihre Uebersetzung des Turgottschen Werks¹ vor ein paar Tagen erhalten, und mit Vergnügen gesehn, wie Sie es in der Vorrede angekündigt. Dieß ist unstreitig der wahre Gesichtspunct, aus dem Sie es zeigen konnten, und sehr gut, daß Sie Schlözers² Urtheil berichtigt. Sie haben das Werk unstreitig noch mit einem besondern briefe an den Markgrafen von baden geschickt; ich bin begierig, was er Ihnen antworten wird. Geben Sie mir doch sogleich davon Nachricht. [...]

Ich höre mit Mißvergnügen, daß Sie mit meinem Schwiegervater³ wegen Ihres büchercommerci abermals Verdruß gehabt. Ganz unpartheyisch betrachtet, dünkt mich, daß Sie wirklich zu weit gehn, wenn Sie nicht auf Subscriptions- u[nd] Pränumerat[ions] Sammeln sich beschränken, sondern von auswärtigen buchhandlungen für den Herr und viele andre, bücher verschreiben. Dieß ist ja wahrer buchhandel und ein Eingriff in das Privilegium meines Schwiegervaters? Ich will Ihnen hierüber nichts sagen, da Ihre eigne reifere Ueberlegung alles sagen muß, das hier – bey unsern einmaligen Verfassungen und ausschliessenden Rechten – die Gerechtigkeit entscheiden würde. Es ist eben der Fall, allwann Sie jede andre Waare, nicht NB.⁴ zu Ihrem Gebrauch, sondern

¹ Anne-Robert-Jacques Turgot: Sur les finances. Ouvrage Posthume de Pierre André *****. London 1775.

² August Ludwig von Schlözer (1735–1809), Historiker, Statistiker und Publizist.

³ Christian Friedrich Helwing (1725–1800), der Bürgermeister von Lemgo sowie Inhaber der hiesigen Meyerschen Hofbuchhandlung war.

⁴ Abkürzung für lat. Nota Bene (deutsch: wohlbemerkt).

zum Handel kommen lassen, und dazu sich Ihrer Postfreyheit bedienen wollten. Ich will aber nicht von Gerechtigkeit reden. Aber erforderte nicht die Freundschaft, reciproque Gefälligkeit und nachbarliches Vernehmen, daß Sie alles vermeiden, was meinem Schwiegervater kränken und Ihre Harmonie stören muß. Wenn ich Anträge zu Subscription erhalte, gebe ich sie sogleich an einen buchhändler ab. Wie wenn Sie dieses auch thäten, und da Sie reiche Quellen des Erwerbs genug haben, diese ganz ableiteten? Ich wenigstens würde in Ihrer Stelle und bei Ihren Verhältnissen mir dieses zum Grundsatz machen. Wenn Sie bedenken, wie viel Mühe, Zeitverlust, Zudringlichkeit pp. bey dem Geschäft ist und wie gut mein Schwiegervater ein solches freundschaftliches betragen aufnehmen, und Ihnen gewiß erwidern würde; so glaube ich, werden Sie meinen redlich gemeyneten Rath, wenigstens als einen beweis meiner ächten Freundschaft aufnehmen. Mein Schwiegervater weiß davon nichts, und ich thue ihn bloß, weil ich seine Zufriedenheit nicht so oft gerade durch Sie, gestört wünschte.

Ich lebe hier itzt recht vergnügt mit meiner lieben Frau, der es in berlin sehr recht gefällt. Unsre Tage fließen in sanfter Zufriedenheit dahin, und wir bemühen uns den Frühling des Ehestandes freudig zu geniessen, doch ohne Furcht vor den spätern Jahrzeiten, die auch ihre eignen Freuden haben werden. Ich überhäufe mich nicht mit Arbeiten und bin itzt gewiß einer der Glücklichsten auf Erden, welches ich mit frohem Dank gegen die Vorsehung erkenne. Ich wünsche von Ihnen auch dieses zu hören; Sie könnten zufrieden und heiter seyn, liebster Freund, wenn Sie nur das so überwiegende Gute Ihrer Situation recht erkennen und geniessen wollten. Ich wünsche es von ganzem Herzen, mit dem ich ewig seyn werde

Der Ihrigste Dohm

Viele Grüsse an Ihre Fr[au] Mutter und liebe Frau. [...]

Vorbericht des Übersetzers zu »Über das Finanzwesen« (1780)

Gegenwärtiges Werk, worauf mein Freund Dohm mich zuerst aufmerksam gemacht, und mir die Uebersetzung desselben empfohlen hat, scheint in Deutschland noch wenig oder gar nicht bekannt geworden zu seyn; wenigstens hab' ich desselben noch nirgends erwähnt gefunden, als in Herrn **Schlözers Briefwechsel**, (Heft IV, S. 194) wo es aber bloß heißt: »Man schreibt ihm (Turgot) das wichtige, aber in mystischem Dunkel geschriebene Buch zu: Sur les Finances (la Finance heißt), mit dem Motto: Ni ferme, ni régie, l'une & l'autre font la perte de l'Etat.« Ich kann, dünkt mich, aus diesem kurzen Urtheil mit Recht schließen, daß Herr Schlözer das Buch selbst nicht gelesen, vielleicht nicht einmal gesehen hat. Das Prädicat wichtig verdient es freylich, wie hoffentlich jeder verständige Leser finden wird; wo ihm aber das mystische Dunkel stecke, kann ich schlechterdings nicht finden. Der erste Theil des Werks enthält eine historische Schilderung von dem damaligen Zustande des französischen Finanzwesens und allen seinen Greueln: sie ist äußerst rührend eingekleidet, und wird jedes fühlbare Herz bald mit Mitleiden über das unglückliche zerdrückte Volk, bald mit Grauen und Entsetzen vor den himmelschreyenden Unmenschlichkeiten seiner barbarischen Tyrannen und Blutigel erfüllen.–

Der zweyte größere Theil enthält das Wesentliche, was der erste nur vorbereiten und einleiten sollte, einen ganz neuen Plan des Finanzwesens, oder vielmehr der Verteilung und Hebung der Auflagen. Dieser müßte also wohl in das mystische Dunkel gehüllt seyn, wovon Herr Schlözer sagt; aber wahrlich, ich finde darin eben so wenig etwas Mystisches oder Dunkles, als im ersten Theil, Herr Schlözer möchte denn die Charaktere zu Bezeichnung der Personen und ihrer verschiednen Prädicate im

Carasterbuch meynen, die freylich etwas fremd ins Auge fallen, aber bey dem Plan des Verfassers ganz nothwendig waren, und sich in einer Viertelstunde ohne Mühe begreifen lassen. Im übrigen ist der ganze Plan so klar und simpel, daß auch der Einfältigste ihn fassen kann.

Dieser neue Plan, die Hauptsache des Werks, scheint mir so vortreflich durchgedacht, so allumfassend, so gerecht und billig in der Repartion der Auflagen, so leicht und sicher in der Hebung, so sehr auf das möglichste Interesse und Wohl des Regenten nicht nur, sondern auch der Unterthanen calculirt, und dabey nicht bloß für Frankreich, sondern für jedes kleinere Land, so ausführbar, daß ich gewiß glaube, ein Volk, welches nach diesem Plan seine Abgaben bezahlte, würde unter allen policirten Völkern des Erdbodens, *ceteris paribus*¹, das glücklichste seyn. Dies also, und der eifrige Wunsch, irgend einen Regenten oder Minister in Deutschland mit einem solchen Plan bekannt zu machen, und die Hoffnung, ihn so vielleicht einmal realisirt zu sehen, (so wenig Anschein es freylich hat, daß das in Deutschland etwas wirken werde, was in seinem Vaterlande nicht gewirkt hat!) ist mein Bewegungsgrund zur Uebersetzung dieses Werks.

Daß es schwer zu übersetzen seyn müsse, werden Kenner der Sprache schon aus dem Gegenstande desselben urtheilen, und mir daher verzeihen, wenn ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, besonders bey dem Mangel fast aller Hülfsmittel, nicht alle Fehler vermieden haben sollte. Die Sache selbst wird immer deutlich seyn.

Lemgo, am 6^{ten} März

1780.

J. L. Benzler

¹ Lat. für »unter sonst gleichen Bedingungen«.

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über seine
Tätigkeit als Übersetzer (1780)

[...] Ich bitte Sie, theuerster bester Gleim, aufs dringendste, sagen Sie mir doch nie ein Wort mehr von meinen Arbeiten, und denken Sie doch nie daran! Schon einmal hab ichs, wo ich nicht irre, Ihnen gesagt, daß es Tagelöhnerarbeit ist, die ich nicht einmal selbst wälzen kan, die mir ein Gräuel ist, die ich gleich unter die Füße treten würde, wenn ich mir anders zu helfen wüste, die ich nicht ohne Schmerz, Scham u. Erröthen nennen hören kan. – Also schonen Sie mich! Und Sie haben ja zu viel wichtigere Geschäfte, zu viel Geister vom ersten Range alter u[nd] neuer Zeit in Ihrer bibliothek, als daß es nicht Versündigung gegen die Musen u[nd] alles Gute u[nd] Schöne wäre, auf meine Produkte nur einen Blick zu werfen. Amen! – [...]

An Anton Matthias Sprickmann, 16. Dezember
1780

Was machen Sie denn, mein theuerster, bester Freund? Doch nicht mehr so trübe, so ganz in Schwermut versunken, als da Sie mir das leztemal schrieben? Ich wünsch' es, hoff' es! wiewohl ich aus Ihrem langen Schweigen fast das Gegenteil schließen solte. – Lassen Sie mich doch dann und wann, nur durch zwei Zeilen, wissen, wie es Ihnen und den lieben Ihrigen geht, da ich so herzlich Teil daran nehme!

Ich lebe noch immer so in meiner schmachtenden Dumpfheit hin, ohne bessere Aussichten und hofnungen. Meine Reise nach Melle und Osnabrück, wo ich bei unsern Lieben herzlich vergnügt war, hatte mich mächtig aufgeheitert. Aber ach! es währte nur kurze Zeit, war schnell, wie ein Traum vorüber! Bei meiner Hinnkunft fand ich meine beiden Kinder¹ krank, und einen Wust von Arbeiten, der mich bald wieder tief niederdrückte. – Warum kamen Sie denn nicht auch nach Melle, böser Mann, da Sies doch so fest versprochen hatten? Doch, dis soll gewis das leztemal nicht sein, daß ich da gewesen bin, und so bald ich wieder hinreise, wollen wirs Ihnen schon näher legen.

Ich schicke Ihnen hier einige Avertissements wegen eines Auszugs aus dem Zuschauer, den ich mit hrn. Ramlers hülfe herausgebe. Ramlers Versifikationen der poetischen Stellen, die hin und wieder vorkommen, besonders aus dem Milton, sind vortreflich. Können Sie mir einige Pränumeranten verschaffen, so thun Sie mir einen großen Gefallen. [...]

¹ Johann Wilhelm August (1778–1831) und Sophie Elisabeth Dorothee Juliane Benzler (1780–1785).

Nun noch eine Bitte von Weygand!² Sie mögten ihm doch, durch mich, einige eigne oder andre kleine Originalaufsätze für die Auswahl der besten deutschen prosaischen Aufsätze³, die er druckt, mitteilen. Thun Sies doch, wenn Sie können, und schikken mir, was Sie haben. Er plagt mich gewaltig, und ich weiß nichts anzuschaffen. Vielleicht können Sie auch derg[leichen] gute Aufsätze in Wochenschriften oder anderswo nachweisen. Leben Sie wohl, und antworten Sie mir bald, liebster Freund. Mein liebes Weibchen grüßt Sie schwesterlich, und ich bin ewig

der Ihrige
Benzler.

L[emgo] den 16^{ten} Dec[ember] 80.

² Johann Friedrich Weygand (1743–1806), Buchhändler und Verleger.

³ Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen. Leipzig 1779–1794.

Vorbericht des Verlegers zum »Auszug des englischen Zuschauers« (1782)

Der englische Zuschauer, welcher ohne Zweifel unter allen Wochenschriften, die vor ihm und nach ihm erschienen sind, den Rang verdient, ist unserm deutschen Vaterlande zwar längst bekannt, aber in einer Gestalt, die ihm einen großen Theil seines Werthes entzieht. Die Uebersetzung desselben wimmelt von großen und von kleinen Fehlern. Indessen fand diese Uebersetzung vor dreißig Jahren eine sehr gute Aufnahme: ein neuer Beweis von der Vortrefflichkeit des Originals, welches alle Schnitzer, alle Steifigkeit und Mattigkeit seiner Uebersetzer nicht völlig verunstalten konnten. Je mehr sich seit der Zeit unser Publikum auf die englische Sprache legte, desto mehr sah es die Unvollkommenheit der alten Uebersetzung ein; und da sich der Geschmack der Nation in dieser Zeit überhaupt merklich gebessert hatte, so schien es, als ob die große Lust an dem verdeutschten Zuschauer nach und nach völlig verschwinden würde. Ich nahm mir daher vor, eine neue Uebersetzung davon zu veranstalten, und theilte meinen Vorsatz einem unser hiesigen Gelehrten mit, den ich kein Bedenken trage öffentlich zu nennen, nemlich dem Herrn Professor Ramler. Dieser billigte nicht allein meinen Vorsatz, sondern ertheilte mir auch eine Liste der besten Stücke des Zuschauers, die er zum Gebrauche anderer Freunde entworfen hatte. Ich übersandte diese Liste dem Herrn Postmeister Benzler, der bereits der gelehrten Welt durch mehrere vortreffliche Uebersetzungen bekannt ist, und der die Uebersetzung dieses wichtigen Werks über sich zu nehmen die Güte hatte, zugleich auch gestand, daß die Wahl der Stücke mit seiner eigenen sehr übereinstimmte. Er schrieb aber dem Herrn Ramler, daß er sich dieser weitläufigen Arbeit nur unter der Bedingung unterziehen würde, wenn derselbe die Uebersetzung der

poetischen Stellen des Werks über sich nehmen wollte: eine Forderung, die ihm dieser große Verehrer Addisons ohne Bedenken zugestand.

Was die ausgelassenen Stücke anbetrifft, so sind solche zum Theil den heutigen Engländern selbst unverständlich, und den klügsten Lesern überhaupt ganz und gar unbedeutend. Auch ist manches dieser allzueifertigen Stücke des guten Steele bereits von fremden Uebersetzern mit Recht ausgelassen worden. Der neunte Band, der nach langer Zeit zu den acht ersten Bänden hinzukam, und den man nicht versäumt hatte, sehr eifertig ins Deutsche zu übersetzen, ist eine offenbar unechte Fortsetzung des Werks, die ungefähr eben so schlecht ist, wie die Fortsetzung der Geschichte des Tomas Jones, ist also völlig verworfen worden. Indessen hat man doch alles, was für irgend eine Klasse von Lesern unterhaltend und lehrreich seyn kann, aus den acht Bänden des Werkes beybehalten, um es jedem, so viel als möglich, Recht zu machen, da man sonst nach eigener Neigung, vielleicht noch strenger gewählt haben würde.

Die Zahlen, die bey den Ueberschriften der Stücke der deutschen Uebersetzung in Klammern eingeschlossen sind, bezeichnen die Nummer des Stücks im englischen Original. Unter den beiden Buchstaben R. und T. am Ende einiger Stücke ist Richard Steele, und den einzelnen Buchstaben des Namens Clio ist Joseph Addison, unter den übrigen Buchstaben sind einige ihrer Freunde zu verstehen.

Ankündigung der »Poetical library« im Journal von und für Deutschland (1785)

Jeder, der die poetische Litteratur der Britten auch nur aus unsrer Bibliothek der schönen Wissenschaften kennt, weiß, daß sie einem großen, noch immer anwachsenden Reichthum an vortrefflichen didaktischen, mahlerischen, romantisch=epischen und allegorischen Gedichten hat; nur Wenige unter uns aber kennen diese Geschichte, das, was die alten englischen Dichter von der Art geliefert haben, ausgenommen, mehr als dem Namen nach, so sehr sie, ihres innern Wehrts wegen, allgemein bekannt zu seyn und gelesen zu werden verdienen: da sie es vorzüglich sind, was dem Denker sowohl, als dem Mann von Gefühl und Einbildungskraft, die poetische Litteratur der Britten so interessant und schätzbar macht; worin die englischen Dichter die aller andern Nationen so weiter hinter sich zurücklassen; worin sie Wahrheit, Schönheit, Erhabenheit der Gedanken mit den feinste, edelsten, schmelzendsten Empfindungen des Herzens, mit den reizendsten Schilderungen aus Natur, Kunst und Leben so unübertrefflich zu paaren wissen; und das alles in einer Sprache, die an Kraft, Präcision, Eleganz und Gewandtheit, wenigstens unter uns, kaum ihres gleichen hat. Die so lehrreiche als angenehme und herzerhebende Unterhaltung, welche diese trefflichen Geschöpfe der brittischen Muse mir so oft gewährten und noch gewähren, und der Mangel unsrer eigenen poetischen Litteratur an Werken dieser Art, dem vielleicht durch Aufstellung vortreflicher Muster zur Nacheiferung in etwas abzuhelfen wäre, erregte längst den Wunsch in mir, sie auch unter uns allgemeiner ausgebreitet zu sehen; jedes neue Werke dieser Art, weckte diesen Wunsch aufs neue; und so bin ich endlich entschlossen, zu seiner Erfüllung das Meinige zu thun, und eine Sammlung der besten dieser Gedichte, unter dem

Titel: The Poetical library; being a Collection of the best modern English Poems, chiefly didactick, descriptive, romantick and allegorical in einer Reihe von Bänden herauszugeben. Die Arten von Gedichten, welche diese Sammlung enthalten wird, nennt der Titel. Ich erinnere nur noch, daß ich jede derselben in ihrem weitesten Umfange nehme; also auch die besten Satyren und Episteln, kleine Epopeen, Erzählungen, Heroiden u.s.w. liefern, und nur große Heldengedichte und Schauspiele ausschließen werde. Die ältern Gedichte dieser Art aber, von allgemein bekannten Dichtern, deren Werke längst gesammelt, zum Theil schon in Deutschland gedruckt sind, und in der bey Dietrich in Göttingen erscheinenden Johnsoaschen Ausgabe enthalten seyn werden, übergehe ich ganz. Meine poetische Bibliothek wird bloß die besten neuern, in den letzten Deccanien erschienen Werke dieser Art von weniger bekannten Verfassern enthalten. Kleinere Gedichte gehören zwar eigentlich nicht mit in meinen Plan. Damit aber dem Liebhaber der englischen Poesie nichts zu wünschen übrig bleibe, werde ich jedem Bande eine Anthologie der besten neuern Oden, Lieder, Elegien, Episteln, Fabeln ec. anhängen; mich dabey aber hüten, nichts aufzunehmen, was schon in des Herrn von Retzers Choice¹, und in Herrn Duschens Students Miscellany² steht, damit niemand etwas zweymahl kaufe. Jede Messe wird ein Band dieser Sammlung, ein Alphabet stark, von solchem Format, Druck und Papier, daß sie zu der Dieterichschen Ausgabe der Works of the English Poets, und zu Hrn. von Retzers Choice passen wird, erscheinen. Da ich unter meinen Augen drucken lassen, und selbst die Correctur besorgen werde, so hoff ich, daß der Druck sauber und

¹ Johann Friedrich Freiherr von Retzer: Choice of the best poetical pieces of the most eminent english poets. Wien 1783–86.

² Johann Jakob Dusch: The students miscellany. A new select collection of various pieces in prose and verse. Flensburg 1779–1780.

correct ausfallen soll; eine nothwendige, aber in Deutschland leider sehr vernachlässigte Eigenschaft, deren Mangel die schönen Retzerschen und Duschischen Sammlungen so sehr entstellt und fast unbrauchbar macht! Vorausbezahlung wird nicht verlangt, da der Buchhändler, Hr. Adam Friedrich Böhme in Leipzig, den Verlag übernommen hat. Wer indeß, bis zu künftiger Ostermesse, bey mir, oder Hrn. Böhme, oder in irgend einer Buchhandlung postfrey subscribirt, erhält jeden Band auf Druckpapier für 12 ggr.³ in Golde, da der Ladenpreis nachher 16 und 18 ggr. betragen wird.

Da die Liebe zur Englischen Litteratur unter uns täglich mehr zunimmt; da die Gedichte dieser Art in England gewöhnlich mit vieler Pracht gedruckt werden, und daher etwas theuer sind; da sie selten in deutsche Buchläden kommen, und sie aus England zu verschreiben doppelt kostbar und umständlich ist: so hoff ich, daß mein Unternehmen Beyfall und Unterstützung finden werde. Von der Aufnahme des ersten Bandes, den ich auf künftige Ostermesse gewiß zu liefern gedenke, wird die Fortsetzung dieser Sammlung abhängen. Wernigerode, im August, 1785.

J[ohann] L[orenz] Benzler, Gräfl[ich] Stolbergischer Bibliothekar.

³ Gute Groschen.

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 3. Juni 1786

Wernig[erode] d[en] 3^{ten} Juni, 86.

Hier, mein theuerster Gleim, die beiden ersten Bogen Ihrer Fabeln!¹ Sagen Sie mir doch bald, wie Sie damit zufrieden sind. Sollten Sie hin und wieder eine Zeile nicht gerade genug finden, so ist es nicht meine, sondern bloß des Druckers² Schuld. –

Nun ein Paar Worte wegen der Korrektur! Sie wissen, mein Bester, ich bin ein sorgfältiger Kaufmann mit meiner Zeit, und muß es seyn, da meine gewöhnliche Einnahme nicht einmal zu meinem Auskommen, geschweige zu künftiger Versorgung der Meinigen hinreicht – Mit Vergnügen hab' ich bisher mancherley für Sie besorgt, wofür ich (die Abschrift von Michaelis Leben, und die Auszüge aus Kleists Briefen abgerechnet) nichts als das angenehme Bewußtsein Ihnen gedient zu haben, verlange. Litten es doch meine Umstände, mich immer mit dieser süßesten aller Belohnung für mein Herz zu begnügen! – aber die doppelte Korrektur Ihrer Fabeln, nicht nur als Abdruck, sondern auch des so fehlerhaften Manuskripts, wird mir nicht bloß Mühe, sondern viel Zeit kosten; und da ich in eben der Zeit, die ich auf einen Bogen dieser zweifachen Korrektur machen muß, weit gemächlicher und ohne solche Anstrengung meiner Augen, wenigstens 8 bis 12 g. verdienen kann, so wünscht' ich, Sie setzten einmal etwas Gewisses für jeden Bogen fest, oder, welches mir einerley ist, Sie übertrügens hrn. Struck, diese Sache mit mir auszumachen, da es ohnedem eigentlich des Buchdruckers Sache ist, für die Korrektur dessen, was er druckt, zu sorgen.

¹ Johann Wilhelm Ludwig Gleim: Fabeln von Gleim. Original-Ausgabe. Berlin 1786.

² Der Wernigeröder Hofdrucker Johann Geog Struck (1705–1789).

Sie haben sich mehrmals für meinen Schuldner erklärt; also nichts weniger als Erinnerung soll dies seyn! Aber eine ungewisse Schuld zu haben, ist immer unangenehm, und daher wird mein Wunsch, dass wir einmal etwas Gewisses festsetzten, auch Ihnen recht seyn.

Wann besuchen Sie uns denn nun einmal, bester Gleim.

– Vor der Domdechanten=Wahl³ wohl schwerlich! Gott gebe, dass diese ganz nach Ihrem Wunsch ausfalle!

Meine Frau und ich umarmen Sie und die lieben Nichten von ganzem Herzen, und ich bin ewig

Ganz der Ihre,
benzler.

In großer Eile!

[Notiz von Gleims Hand:] Hierauf habe 20 r.⁴ in Golde mit der Post übersendet, absch[ließend?] auf die habende Foderung den 4^{ten} Jun. 1786. Gl[eim]

³ Wahl des Vorstehers der Domherren des Halberstädter Domkapitel. Nach Ludwig Christoph Freier von Spiegel zum Desenberg (1711–1785) wurde Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode (1746–1824) neuer Domdechant. Gleim unerstand als Domsekretär diesem Gremium.

⁴ Reichsthaler.

An Johann Caspar Lavater, 25. Juni 1786

Wernigerode, am 25^{ten} Jun. 1786.

Lange, verehrungswürdigster, bester Mann, lange schon verehrte und liebte ich Sie, so sehr man einen Menschen, den man nicht persönlich kennt, verehren und lieben kann; und oft schon war ich im Begriff, es Ihnen zu sagen, mir über manches Ihre Belehrung, Ihren Rath auszubitten; aber die Idee von Ihrer Lage, Ihre Ueberhäufung, Zerissenheit mögt' ich sagen, von so tausendfältiger Art, hielt mich immer zurück. – Jetzt muß ich Ihnen schreiben, nicht für mich, sondern für meinen Herrn, und das freut mich doppelt – doch zur Sache.

Wir erfahren hier so eben, daß Sie Ihren Sohn nach Göttingen gebracht haben, und sich ein Paar Tage dort aufhalten werden. Unser Graf und seine Gemahlin, eins der besten, edelsten, frömmsten Menschen=Paare, die es geben kann, die beide Sie aus Ihren Schriften kennen, Sie unbeschreiblich lieben und hochschätzen, schon längst sehnlich wünschen, Sie persönlich kennen zu lernen, können den Gedanken nicht ertragen, Sie so nahe zu haben, ohne Sie zu sehen. Selbst gleich dorthin zu Ihnen zu reisen, ist beiden jetzt nicht möglich; sonst geschäh' es gewiß. Es bleibt ihnen also nichts übrig, als Sie zu bitten, so dringend, liebevoll zu bitten, als man bitten kann, Ihnen die Freude zu machen, und wärs auch nur auf zwey, nur auf einen Tag, hieher zu kommen. Daß der Graf die Reisekosten bezahlt, versteht sich von selbst. – O, bester, theuerster Mann! wär' es Ihnen doch möglich, diese so herzliche, brüderliche und schwesterliche Bitte, bloß aus Liebe zu Ihnen und unserm gemeinschaftlichen Herrn und Heil, dessen Sache Sie so wirksam befördern, entspringende Bitte, zu erfüllen – wie sehr würden Sie dies gute edle Paar erfreuen, beseligen! wie sehr auch mich, und noch einige andre gute redliche Seelen, die Sie

so innig lieben und ehren! wie viel gute Eindrücke würden Sie bey ihnen, bey uns allen vielleicht zurücklassen! wie viel Licht vielleicht durch wenig Worte in einigen noch dunkeln Winkeln unsrer Köpfe oder Herzen anzünden! pp. O! wüßt' ich doch, wie ich Sie recht dringend unwiderstehlich bitten, Ihnen unser aller Wunsch recht tief ins Herz legen könnte! – Doch, ich fühl' es, Sie werden sich selbst alles, und mehr sagen, als ich Ihnen zu sagen vermag – Sie werden, wenn es Ihnen irgend möglich ist, unsre Bitte erfüllen! Ach! Gott geb' es – der Bote wartet; ich muß schließen.

Vielleicht, ja vermuthlich ist unser Ewald¹ (denn er ist auch der meinige) dort bey Ihnen; vielleicht sind Sie beide bey Ihrem Passerant. Sollte das seyn, so bringen Sie Ewald, bringen Sie beide mit! Ewald wird hier sehr sehr geliebt, und unser aller Freude würde doppelt seyn! Mein Graf würde Ihnen selbst schreiben, wollt' es auch schon, wurde aber abgehalten, und trug es daher mit auf. Er hat mich sehr gebeten, ihn deswegen zu entschuldigen. Gott segne Sie, theuerster, Bester! und – führe Sie glücklich zu uns.

Ewig mit innigster Liebe
der Ihre, benzler.

Sekretär des Grafen zu Stolberg=Wernigerode.

In großer Eil Abends mit schwachen Augen.

¹ Der reformierte Theologe Johann Ludwig Ewald (1748–1822), der seit 1781 Generalsuperintendent in Detmold war.

Eintragungen im Fremdenbuch¹ von Johann
Caspar Lavater (1786)

Gottes Gnade und Segen immer über
Sie, bester, geliebtester Lavater!
Christus Geist immer mit Ihnen!
Ich sehe Sie hier auf Erden nie
wieder; aber gewiß dort, wohin
unser Sehnen geht! O! beten Sie
zuweilen, für Ihren benzler.
Wernigerode, 12^{ten} Jul[i] 86.

Lieber, was kann und mag ich
Ihnen bessers sagen, als
das Ihnen dieser mein Vor-
gänger sagt? ich stimme in
allem mit ihm ein; nur
bitte ich herzlich, recht herzlich,
lieben Sie mich, und bäten Sie
für mich! ich bedarf noch viel!
Die Ihrige Sophie Benzler
Wernigerode 12^{ten} Jul[i] 86.

¹ Lavater führte sein Fremdenbuch auf Reisen mit, damit sich Personen, die er besuchte, dort eintragen konnten.

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 18. Dezember 1786

Wernigerode, am 18^{ten} dec[ember] 1786.
Dank, bester Gleim für Ihre Erklärung wegen die Ausrufungs=Zeichen, wodurch ich in Ansehung Ihrer vermeinten Empfindlichkeit darüber, beruhigt bin, wie wohl Sie sie doch anders verstanden hatten, als sie von mir gemeint waren. –

Unsere Differenz wegen Lavater schriftlich auszumachen, würde freilich für uns beide zu weitläufig werden. Auch mündlich würd' es schwer halten, wenn wir nicht so viel Zeit hätten, uns erst über einige Grundsätze zu vergleichen, und dann einige Schriften Lavaters, besonders seine Herzenerleichterungen¹, in ungestörter Ruhe, zusammen durchzulesen. Am besten also, wir streiten gar nicht weiter über ihn! – Ich habe Lav[ater] immer bloß nach seinen Schriften beurtheilt, und, als ich das Glück hatte, ihn persönlich kennen zu lernen, ihn, bis auf die geringsten Kleinigkeiten genau so gefunden, wie ich ihn mir aus seinen Schriften abstrahiert hatte. Um so weniger ist jetzt mein Urtheil, durch entgegengesetzte Gerüchte, oder durch einzelne Dinge, die einen entgegengesetzten Schein haben, oder zu haben fähig sind, wankend zu machen. Nach demselben nun, ist Lav[ater] freilich kein Luther, lässt sich manchmal zu leicht durch Schein hintergehen, ist zuweilen etwas leichgläubig und unbehutsam; aber er ist durchaus kein Feind der Vernunft, kein Freund des Aberglaubens, oder blinden Glaubens, baut vielmehr seinen Glauben und alles, was der Vernunft anderer schwärmerisch darin zu seyn scheint, auf Grundsätze, die seiner (und so vieler Andre!) Vernunft wahr und richtig zu seyn scheinen;

¹ Johann Caspar Lavater: Herzenerleichterung, oder Verschiedenes an Verschiedene. Sant Gallen 1784.

hat diese Grundsätze mehr als einmal dem Publico vorgelegt, und bittet um strengste Prüfung derselben; denn aufrichtig ist es ihm bloß um Wahrheit zu thun, sie sei seinem jetzigen Glauben günstig oder nicht. Bis jetzt aber hat man ihn noch nicht überführt, ja nicht einmal einen ordentlichen Versuch gemacht, ihn zu überführen, dass er irre. – Vor Intoleranz, von Sucht Proselyten oder Anhänger zu gewinnen, Sekte zu stiften oder nur Aufsehen und Geräusch zu machen, ist kein Mensch weiter entfernt, als Lav[avter]. Er schreibt, was ihm wahr ist, weil ers für nützlich hält; und wenn das Aufsehen und Geräusch macht, so liegt die Schuld an der Neuheit, Erheblichkeit, oder Sonderbarkeit der Sache, oder am Ausposaunen blinder unvorsichtiger Freunde, oder am Geschrei eben so blinder oder unvorsichtiger Feinde. Er selbst sucht keinen Menschen, anders als durch Darlegung seiner Gründe, zu seiner Meynung nur zu bereden, ehrt, schützt, liebt jeden, auch seinen strengsten Widersacher, er sey Christ, Deist, Atheist, Jude, Heide, wenn er nur redlich und gut ist; bittet seine Freunde zum öfteren aufs beweglichste, kein Geräusch seinetwegen zu machen pp. Doch lesen Sie seine herzenserleichterungen, worinn er sich über dies alles bestimmt, und umständlich erklärt. – Er kann sehr irren, und ich und andere mit ihm; aber wer davon überzeugt ist, der widerlege ihn, nicht wie Nikolai und Biester² mit Machtsprüchen und Spöttereien, oder Aufhaschung einzelner Uebereilungen oder Unbesonnenheiten, sondern im Ganzen, und auf eine Art, wie es Philosophen, redlichen Wahrheit=Suchern und gesitteten Leuten geziemt. Mir ist noch kein Schatten einer solchen Widerlegung bekannt. Fänd' ich sie, ich würde sie mit der größten Ruhe

² Friedrich Nicolai (1733–1811) und Johann Erich Biester (1749–1816), die in ihren in Berlin herausgegebenen Zeitschriften regelmäßig kritische Aufsätze über Lavater publizierten.

prüfen, und der erste seyn der Lav[ater] für einen Irrenden erklärte, wenn die Gründe dafür meine Vernunft überzeugten; denn Wahrheit ist auch meine höchste Gottheit, wie ich glaube, dass sie Lavaters ist. – Von Lav[aters] Ruf nach Berlin hab' ich noch nichts gehört, und ich zweifle sehr, dass er ihn annehmen würde. Sollt' es dazu kommen, bester Gleim, so fürchten Sie nur, von ihm selbst wenigstens und von seinen Machinationen, für die öffentliche Ruhe nichts. Er würde gewiß keinen Anhang suchen, und den, welchen er sich etwa durch seine Predigten oder Schriften machte, gewiß von allem, was Unruhe machen könnte, zurückzuhalten suchen. Seinen Berliner [gestrichen: Freunden] Feinden würd' er, wenn er auch dortiger Papst wäre, sicher kein Haar krümmen, wenn sie auch alles gegen ihn thäten, was sie jetzt thun (es müsste dann zu bürgerlichen Beleidigungen kommen) er würde vielmehr ihr wärmster Freund seyn, wenn er sie redlich fände – Die Zukunft mag entscheiden, ob ich mich irre. [...]

Ich umarme Sie, bester Gleim, und bin ganz der Ihre,

Benzler.

Es wäre freil[ich] trefflich, wenn Herder nach Berl[in] ginge. Die Anekdote von Spalding aber, wenn sie wahr ist, gefällt mir nicht.]

Noch eins. Daß Lav[avater] so großen Anhang hat, dazu trägt unstreitig der herzlich eindringende, hinreißende Styl, in dem er seine Meinung vorträgt, mit bei. Aber gewiß sucht er diesen Styl nicht, um dadurch zu blenden und Geräusch zu machen; er ist natürl[iche] Folge seines Enthusiasmus, seiner Wärme für alles was er für wahr und gut erkennt; er ist ihm so natürlich, als Herdern sein männlicher, bilderreicher, schneidender, und als Spaldingen sein ruhiger würdiger Styl. – Ueberhaupt aber sind es nur Schwachköpfe, die sich bloß durch Styl und Wortberedtsamkeit einnehmen lassen. Was kann aber Lavater dafür, daß deren leider so viel sind? Wie kann

ein Schriftsteller für jede Art von Missbrauch stehen, die von dem Äußeren oder Inneren seiner Schriften gemacht wird? –Ich wenigstens bin mir bewusst, dass Lavaters Schriften mir nicht ihres Styls wegen gefallen, den ich vielmehr oft weitschweifig, tautologisch, deklamatorisch, kurz meinem Geschmacke nicht angemessen finde.

An Johann Heinrich Voß, 13. Januar 1789

Wernigerode, am 13^{ten} Jan[uar] 1789

Ich hab' es bisher immer verschoben, Ihnen, Verehrungswürdigster, die Namen meiner Subskribenten auf Ihre Übersetzung von Virgils Landbau¹ zu melden, und das Geld für die bestellten Exemplare zu übersenden, weil ich immer noch hoffte, daß der 3^{te} Band meiner Engl[ischen] Sammlung auf Ostern zu Stande kommen sollte. Da ich aber jetzt, fürs erste wenigstens, diese Hoffnung aufgeben muß, so schick' ich Ihnen hiebei für 13 Ex[emplare], für die ich ein Frei=Ex[emplar] rechne, 14 r. in Golde; und ersuche Sie, die Ex[emplare] von Leipzig oder Hamburg aus mit der Post an mich abgehen zu lassen.

Ich addressire diesen brief, Ihrer Anzeige zufolge, an hrn. bohn² in Hamburg, der ihn wohl befördern wird. Sollte der 3^{te} B[and] der Poet[ical] Library noch herauskommen, so behalt' ich mir Ihre bestellung von 10 Ex[emplaren] vor; wegen der ersten beiden Bände aber muß ich Sie an den Verleger, Böhme in Leipzig, oder jede andre buchhandl[ung] verweisen.

Ihrem Hrn. Schwager Boie empfehlen Sie mich gelegentl[ich] herzlich; und vergessen Sie nicht, so oft Ihnen mein Name einfällt, daß ich mit schmachtender Sehnsucht dem 2^{ten} Bande Ihrer Gedichte entgegen sehe.

Ganz der Ihrige, Benzler. [...]

¹ Des Publius Virgilius Maro Landbau, vier Gesänge. Übersetzt und Erklärt von Johann Heinrich Voß. Eutin, Hamburg 1789.

² Der Verleger Carl Ernst Bohn (1749–1827).

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über den
Tod von Benzlers Frau (1789)

Wernigerode, am 17^{ten} Mai, 1789.

Liebster Gleim,

Sie ist nun hinübergegangen, die Geliebteste, Beste, die holde, treue Gefährtin durch 14 Jahre meines Lebens, die so ganz ganz für mich gemacht, und, besonders hier, mein Alles war! Sie ist mir vorangegangen in die ewigen Wohnungen des Friedens und der Glückseligkeit! – Vorgestern Abend um halb 11 Uhr verstirbt sie in meinen Armen. – Gott erhörte mein Gebet, und gab ihr einen sanften leidensfreien Tod. Hochselig und freundlich war er, wie ihr Leben gewesen war; ein Engel der Ruhe und Erlösung! Kaum hatte sie mit inniger Zärtlichkeit von mir und den Kindern und meiner Mutter und allen Anwesenden Abschied genommen, so entschlummerte sie mit erheitertem Antlitz, ohne Zuckung ohne den mindesten Ausdruck von Schmerz. Mein Herz war bis dahin zerrissen; in diesem Augenblick aber füllte Ruhe und Heiterkeit meine Seele, die mich auch bis jetzt nicht verlassen hat. Gewiß hat die Selige mir diese Ruhe und Ergebung, zu der sie mich so oft ermahnte, in ihren letzten Stunden mir vom Himmel erfleht. O! daß mein Ende einst wäre, wie ihr Ende! Genug für diesmal!

Meine Mutter grüßt Sie und die lieben Nichten herzlich, und wünscht, Sie bald zu sehen.

Ihr treuester
Benzler.

Theilen Sie Schmidt und Fischer und Hofr[ath] Gleim und Schwarz diesen Brief in meinem Namen mit.

An Justus Benzler, 1790

Lieber Justchen,

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, weil ich daraus gesehen habe, daß Du dort¹ doch schon etwas gelernt hast, und ich werde Dir etwas dafür schicken, so bald ich Gelegenheit habe. Noch mehr aber habe ich mich darüber gefreut, daß Du, wie der Herr Pfarrer mir schreibt, nun besser still sitzen kannst, mehr Lust zum Lernen hast, aufmerksam bist, und Deine Fehler zu verbessern suchst. Das ist doch gut und brav, und macht mir Hoffnung, daß Du dich nun nach und nach immer mehr angreifst, und allen guten Menschen, besonders aber mir, recht viel Freude machen wirst. Nicht wahr? Denke nur fleißig an Gott, und bitte ihn, daß er Dir beisteht, so wird es bald recht gut gehen.

Es ist mir lieb, daß Du nun wieder gesund bist; und ich hoffe, Du wirst es ferner bleiben, wenn Du nur fleißig arbeitest, und im Essen hübsch mäßig bist, und dich vor Erhitzung und Erkältung in Acht nimmst. Dein kleiner Bruder ist aber noch nicht gesund, wie Du meinst. Er hat jetzt einen bösen Auschlag an dem Leibe und zwischen den Beinen, woran er viel aussteht. Auch ist er noch sehr mager und will noch nicht wieder gehen. Uebrigens ist er aber recht artig und geduldig, und nimmt alles ein, was man ihm gibt.

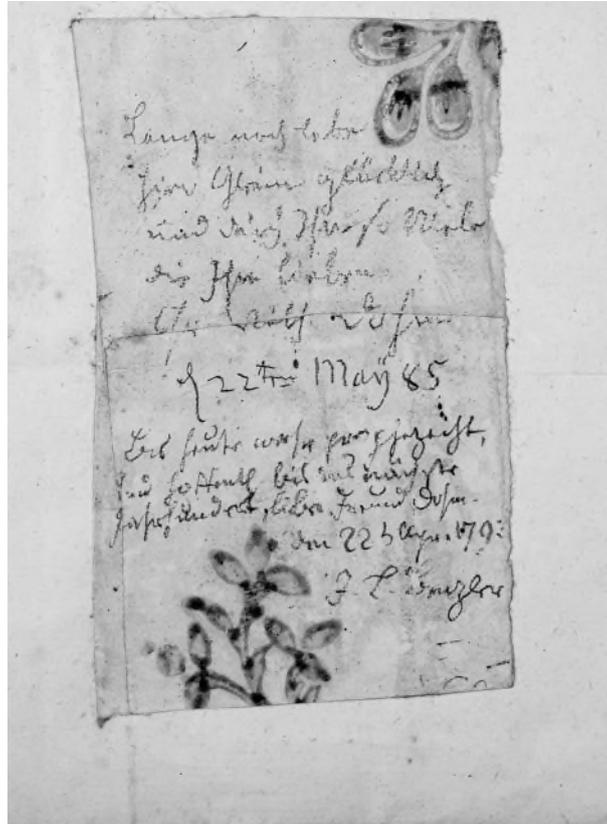
Nun leb wohl, und sei ja gut und fromm und fleißig. Du wirst dann immer vergnügter werden, und ich und alle Menschen dich immer mehr lieben. Dein treuer Vater,
J. L. Benzler.

Ich hoffe Du wirst nun öfter und besser schreiben.

¹ Derbach bei Gießen.

Inschrift auf der Tapete in Johann Wilhelm
Ludwig Gleims ehemaligem Gartenhaus von
Christian Conrad Wilhelm von Dohm (1785)
und Johann Lorenz Benzler (1793)

Lang noch lebe
hier Gleim glücklich
und durch Ihn so viele
die ihn lieben
Chr[istian] Wilh[elm] Dohm
den 22^{ten} May 85
Bis heute wahr prophezeit,
und hoffentl[ich] bis ins nächste
Jahrhundert, lieber Freund Dohm.
den 22^{ten} Apr[il] 1793
J[ohann] L[orenz] Benzler



Tapeteninschrift von C. C. W. Dohm und J. L. Benzler,
Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung.

An Johann Caspar Lavater, über die Französische Revolution (um 1793)

In den letzten Heften deiner Hand=Bibliothek finden sich verschiedene Äußerungen über die Französische Revolution, die, auf einen Punkt nach, (welchen ich nachher besonders berühren werde) meinen vollen Beifall haben. Ich las sie daher mit Vergnügen, wenn ich gleich glaube, daß kein Leser der HandBib[lithothek]¹ darüber anders denkt, wie du; daß keiner derselben, ja keiner überhaupt, der nur halbe Vernunft und halbes Menschen=Gefühl hat, die Gräuel, welche die jetzt in Paris herrschende Rotte, vom Anfang der Revolution an bis zum 21^{ten} Jan[uar] 93 verübt hat; in irgend einer Rücksicht billigen oder nur entschuldigen wird. –

Indeß, noch besser, nöthiger und heilsamer für die Leser der Hand=bib[lithothek], die doch größtentheils aus den höhern Ständen sind, und sich also um so weniger zum Demokratismus neigen, wär' es doch wohl, wenn du auch etwas über die Quelle jener Gräuel, den Aristokratismus (im schlechten Sinne des Worts) sagtest; denn gewiß, ausgemacht gewiß ist es doch, daß, wenn die Großen in Frankreich, vom König bis zum Edelmann herab, nur einigermaßen ihre Pflicht gethan, wenn sie nicht das moralische und physische Wohl des Volks so ganz aus den Augen gesetzt, nicht durch ihren unmenschlichen Despotismus es so unter die Füße getreten, nicht durch die schändlichsten Wollüste, durch den übermüthigsten Luxus aller Art seinem Elende so bitter Hohn gesprochen, nicht durch alles dies einen so tiefen, grimmigen Haß gegen sich erregt hätten, jene Gräuel nie statt gefunden haben würden, nie hätten statt finden können. Gewiß also ist es doch, daß an allem dem unabsehbaren

¹ Johann Caspar Lavater: Hand-Bibliothek für Freunde. Zürich 1791–1793.

Unglück, das Frankreich trifft, und jetzt, wer weiß wie viele andre Nationen noch? treffen wird, nichts anders als die Pflichtvergessenheit, die Sittenverderbtheit, der Luxus, die Habsucht, der Despotismus der Großen und ihrer Werkzeuge Schuld sind. – Dies also zu zeigen, hiegegen zu eifern, hievon zu warnen, auf diese unausbleiblichen Folgen der Pflichtvergessenheit und Sittenverderbniß aufmerksam zu machen, wäre viel verdienstlicher, besonders wenn man mit Vornehmen über die Sache spricht, als nur immer gegen die Folgen zu eifern, ohne der Ursach, aus welcher sie nothwendig entspringen mußten, zu gedenken; und es wäre um so nöthiger, da man diese Seite der Sache jetzt fast ganz übersieht, aber die Orleans und ihrer Sansculottes die Artois und ihre Emigre's ganz aus den Augen verliert – und besonders da alles Schreien gegen die teuflischen Folgen nichts helfen wird und kann, so lange die höllische Ursach bleibt.

Der Punkt, worüber ich nicht gleicher Meinung mit dir bin, ist die Abschaffung des Adels. Gern geb' ich zu, daß man in Frankreich viel zu voreilig, zu unbehutsam und unweise (wie mit unsern andern an sich guten Reformen) zu Werke gegangen; und dann auch, daß der Adel einiges, wiewohl nur auf Vorurtheile u[nd] Mißbräuche gegründetes, Gutes haben mag: an sich aber ist er, nach meiner Einsicht eins der schädlichsten verderblichsten Dinge in der Welt, ich mag ihn betrachten von welcher Seite ich will, von Seiten seines Einflusses auf seine eignen Mitglieder, oder auf andre. Es versteht sich, daß ich bloß den erblichen Adel, und die mit demselben verbundenen Vortheile und Vorzüge meine; denn der persönliche oder Amts=Adel hat gewiß seinen großen Nutzen, und wird und kann auch durch keine Revolution je abgeschafft werden. – Daß aber jener erbliche Adel, angeborne Ansprüche auf Ehren, auf Ämter, auf Einkünfte, ohne alles Verdienst, was dazu allein Qualificiren sollte,

für den Adel selbst verderblich seyn, ungereimte Vorurtheile von angeborenen höherm Werth als andre Menschen, bei ihm nähren, den Eifer, sich wahren innern Werth, Geschicklichkeiten und Verdienste zu erwerben, vermindern; – und auf der andern Seite auch auf die bürgerlichen nachtheilige Einflüsse haben, so machen verdienstvollen, brauchbaren Mann von der Stelle, in welcher [er] nützlich und glücklich hätte seyn können, verdrängen, ihn dadurch unbrauchbar und unglücklich machen, ihn durch Entziehung der ihm gebührenden Achtung kränken und niederschlagen und dadurch dem Ganzen sehr schadden pp müsse, hab' ich dir gewiß nicht nöthig zu beweisen; daß dies aber wirklich sich so verhält, könnte nur der bezweifeln, der nie etwas von der großen Welt gesehen hätte. Wer an Höfe, wären es auch die kleinsten, gekommen ist, wird die Belege zu jenen Behauptungen gefunden haben; wird wenigstens gesehen haben, wie auch sonst ganz gute Regenten jeden elenden Schuft von Menschen, wenn er nur das von vor seinem Namen hat, mit Ehren und Achtungs=Bezeugungen überhäufen, die nichtswürdigsten, ungebildeten, fadesten, unwissendsten Leute zu ihren täglichen Gesellschaften und Vertrauten machen, weil sie Edelleute sind, und dagegen die edelsten, Geist= und Kenntniß=reichsten Menschen nicht, achten und gering-schätzig behandeln, weil sie Bürgerliche sind, und sie sich durch Herablassung zu ihnen zu erniedrigen glauben.–

Kann denn das anders, als für alle drei Partheien höchst schädlich seyn? würden nicht alle sehr dabei gewinnen, wenn jeder nur so viel gölte, als er innern Werth hat? Der Edelman würde sich dann wahre Verdienste erwerben suchen müssen; der Regent würde in der Wahl seiner Gesellschafter nicht mehr genirt seyn, und an Verstand und Herz für sich und die Seinigen großen Vortheil davon haben; und der Bürgerliche würde nicht nur mehr

Lust und Liebe für den Dienst seines Herrn bekommen, sondern auch mehr Gutes wirken können. pp. Des ungeheuern Geldes, das der müßige Erbadel an Domstiftern u.s.w. verzehrt, oder vielmehr verschlemmt, und das doch wohl besser verwandt werden könnte, nicht zu gedenken. –

Was sich dagegen nun aber zum Vortheil des Erb=Adels sagen lassen, seh' ich nicht. Das Ehrgefühl, welches ihm vorzüglich eigen seyn soll, würde sich beim Bürgerlichen, wenn ers in den honetten Ständen nicht schon hat, doch bald finden, wenn man ihn, je nach seinem Werth, mit gleicher Ehre, als dem Adel behandelte. Zudem klebt dies Ehrgefühl eigentlich nur dem Militär=Stand; und an Patriotismus würd' es dem Bürgerlichen nicht fehlen, wenn er gleicher Rechte und Vorzüge mit dem Adel im Vaterlande genösse.

Alles überzeugt mich also, daß jeder Stand den Erb=Adel, als ein, der Natur der Sache nach, äußerst verderbliches Uebel, nicht nur abschaffen dürfe, sondern, in so fern und so bald es irgend thunlich ist, abschaffen sollte. –

Aber er ist ein Eigenthum, so gut wie jedes andre, an welchem keiner, auch der Staat nicht, sich vergreifen darf; wer mir eine Sylbe meines Namens raubt, ist so gut ein Dieb, als wer mir die Börse ausleert! – Gut! Gesetz also, es trüge Jemand ein erkaufte Gifft, als unstreitiges Eigenthum, bei sich herum, das nicht nur ihm selbst sehr schädlich wäre, sondern jede Gesellschaft, jedes Haus, wohin er käme, mit einem schleichenden Fieber ansteckte, so hätte der Staat kein Recht, ihm allenfalls mit Gewalt, das Gift abzunehmen, auch wenns ihn noch so lieblich parfümirte, und er noch so hohen Werth darauf setzte! Es wäre ja sein Eigenthum!

Folgende Stelle im in Nr IV deiner Hand=Biblioth[ek] für 1792, S. 290, ist mir aufgefallen: »Die Absetzung des guten Königs von Frankreich wird der Himmel rächen,

wofern Er kein Verräther ist; denken Sie an mich! – Oder wenns nicht geschieht, so glauben Sie keiner meiner moralischen Weissagungen mehr.«

Da wohl keiner von den Lesern der Handbib[liothek] an der Bosheit des Verfahrens gegen den guten, Gottlob um seiner Leiden entladenen König, so wenig als an der Bestrafung einer solchen Bosheit in dieser oder in jener Welt zweifelt, so kannst du hier wohl an keine andre, als an eine auffallende, an eine solche Rache des Himmels gedacht haben, die man mit ziemlicher moralischer Gewißheit für göttlich verhängte Strafe erkennen könnte. Diese zu prophezeien mögt' ich mir aber auf keinen Fall anmaßen. Wie viele höllische, und noch höllischere Thaten wie diese, sind denn nicht, menschlichen Ansehen nach, ungestraft geblieben! und stoßen uns nicht täglich Dinge auf, über die wir arme Kurzsichtige die Hand auf den Mund legen und schweigen müssen? O daß wir uns immer an der Überzeugung festhielten, daß Gott alles aufs weiseste lenken, und aufs herrlichste hinausführen wird. Die teuflichsten Bösewichter sind, wie ihr Ur=Ahnherr, oft die kräftigsten, wohlthätigsten Werkzeuge in Gottes Hand; und so gut es in seinen Plan gehörte, daß der gute König von eingefleischten Teufeln mißhandelt und öffentlich hingerichtet worden mußte, so gut kann es auch in seinen Plan gehören, daß diese hier ungestraft bleiben. – Wenn wir einst, aus einem höhern Standpunkte, dieses göttliche Drama des Menschengeschlechts in der ganzen Verkettung aller seiner Akte und Scenen übersehen, so werden gerade die, welche uns hier die dunkelsten unbegreiflichsten waren, uns zu der tiefsten Bewunderung und Anbetung hinreißen. Die ganze Französische Revolution aber als ein göttliches Straf=Gericht über den höhern Adel und die höhere Geistlichkeit, die doch am meisten darunter leiden, und die, dem bei weiten größten Theil nach, einer solche

Züchtigung gewiß verdienten, anzusehen, kann ich mich kaum enthalten.

Aufruf im »Wernigerödischen Intelligenzblatt«
(1797)

Gemeinnützige Mittheilungen.

Erklärung und Aufforderung des Redakteurs.

Unterzeichneter, dem die Redaktion dieser Blätter übertragen worden, hält es für seine Schuldigkeit, gleich bey dem Antritt seines Geschäfts zu erklären, daß er, nach Maaßgabe seiner Lage und übrigen Verhältnisse, nichts unterlassen wird, diesen für gemeinnützige Mittheilungen aller Art bestimmten Abschnitt derselben so nützlich, zweckmäßig und interessant zu machen, als es ihm möglich ist. Indeß rechnet er bei diesem Versprechen vorzüglich auf fremde Unterstützung, und fordert daher alle diejenigen unter seinen Mitbürgern, die besser als er von dem besondern Zustande, den Bedürfnissen, Unvollkommenheiten und Mängeln unsers Vaterlandes, vorzüglich in Hinsicht der Industrie, des Nahrungsstandes und jeder Art von physischem, häuslichen und bürgerlichen Wohl, unterrichtet sind, und denen der Zustand der Menschen und der Dinge um sie her nicht gleichgültig ist, namentlich die von den gelehrten und gebildeten Ständen, hierdurch auf, ihre Bemerkungen, Erfahrungen, Vorschläge, Ideen, Wünsche ec., vermittelst dieser Blätter dem Publikum mitzutheilen. Es kann nicht fehlen, daß durch solche gemeinschaftliche Bemühungen nach und nach viel Aufmerksamkeit geweckt, viel Besserungstrieb erregt, viel Irrthum berichtigt, viel gesunde Begriffe und Kenntnisse verbreitet, kurz viel Gutes mancher Art bewirkt werde – und welch angenehmes Bewußtseyn, dazu für seinen Theil mitgewirkt zu haben! Benzler.

Von Johann Gottfried Herder, 26. November
1798

Haben Sie den besten Dank, lieber Benzler, für Ihren Darwin und Vowley. Entschuldigungen, warum ich sie so spät zuürcksende, verlangen Sie nicht: denn wozu hül-fen diese? Gnug, Sie haben sie jetzt und für Darwin den besten Dank.

Aber warum soll er verkauft werden, ohne dass Sie ihn dem Publikum auf eine viel bessere Weise zuerst verkaufen? nämlich in einer Uebersetzung. Darwins Name ist so bekannt, der Titel »botanischer Garten« ladet so sehr ein; die Noten sind so voll merkwürdiger Dinge, Erfahrungen, Meynungen etc., Aussichten; sie treffen so ganz auf den Punct, um welchen sich jetzt ausser der Politik die Wissbegierde der Menschen drehet, und sind, ich möchte sagen, ein Aggregat brittischer NaturalPhilosophie, dass Sie dem Publicum mit der Uebersetzung ein treffliches Geschenk machten.

Das Gedicht selbst ist nur Vehikel. Dem Ganzen nach sei es so unpoëtisch als es wolle; einzelne Stellen sind sehr schön. Dass die Versart verlohren gehe, kümmere Sie nicht; uns Deutsche ermüdet sie ohne das und giebt dem Werk eine geschraubte, zerhackte Manier, die in einer Benzlerischen Prose wegfiel; dagegen mit dieser der Gehalt selbst in natürlicher Einfalt und Würde aufträte. Ist nicht Pope in seinen kleinsten Theilen, sind nicht A-kenside, Miller, Glover übersetzt worden; warum in aller Welt nicht Darwin?

Und was liessen sich nicht, sowohl über ihn, als zu ihm für Anmerkungen machen! Consulta Tecum, mi Benz-lere, perpende! Wie freute es mich, wenn Sie daran gin-gen! an dies fröhliche, nützliche Werk.

Dass ich als ich auf dem Berge war, ich Ihr Häuschen, Ihre Familie, Ihr Museum nicht gesehen, schmerzt mich

noch. Erinnern Sie sich der Zeit, da ich Sie in Lemgo, Sie uns in Bücke[burg] besuchten, wo ist sie?

Aber wir sind diesselbe [sic!]. »Wir gehn dahin und wandern«, sagt das Kirchenlied, singt aber zugleich fort: »wir leben und gedeihen!« Leben und gedeihen wollen wir, so lange wir wandern.

Was macht Kleuker?¹ Wie gefällt er sich in Kiel. Schreiben Sie doch einmal, lieber; Sie müssen auf Ihrem Berge nicht so stumm seyn. Es geht mir allemal ein Stich durch die Seele, wenn ich daran denke, wie viel Talente, Kännnisse, Geschicklichkeiten und Welch ein gentle spirit in Ihnen – aber lassen Sie mich den Perioden nicht ausschreiben. Auf! lieber Benzler, und an Darwin! Auf! – Wenn Sie den Empfang der Bücher bekennen, und das müssen Sie ja! lese ich was von Ihnen. Meine Frau grüset Sie herzlich. Unbekannt wir beide auch die Ihrigen. Leben Sie aufs innigste wohl. W[eimar] den 26. Nov[ember] 98. Herder.

Dem Gräfl[ichen] Hause bitte ich meine Hochachtung und Ergebenheit (bei Gelegenheit) zu versichern.

addio, caro.

¹ Der Theologe Johann Friedrich Kleuker (1749–1827).

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über die
Konversion von Friedrich Leopold zu Stolberg-
Stolberg zum Katholizismus (1800)

Wernig[erode], 30. Aug[ust] 1800.

Ihr letztes briefchen, theuerster Gleim, machte mir durch seine Handschrift große Freude, weil sie ganz die alte ist, und ich also daraus schließen muß, daß auch Ihre Augen wieder die alten sein müssen. Mögten sie doch nun immer, und so lang, als Ihr Geist, daß heißt bis zu Ihrem letzten Lebenshauch hell und heiter bleiben! [...] Das unser Fr[iedrich] L[eopold] Stolberg, sammt seiner Frau, in Münster zur katholischen Kirche übergegangen, ist leider nur zu wahr! Ich weiß es aus dem Munde unsrer reg[ierenden] Frau Gräfinn; es sei ein Nagel in Ihrem Sarg! sagte sie; die schwärmende Fürstin Gallizin¹ und seine verschrobene Frau hätten ihn betört. Die ganze hiesige Gräfl[iche] Familie ist, bei der Entdeckung, die er hier selbst von der Sache gemacht hat, in Aufruhr gewesen, besonders weil er darauf bestanden, daß auch Mariagnes², die aber ganz andere Gesinnung über den Punkt hat, katholisch werden sollte. Erst nach ziemlich langem und bitteren Streit darüber, hat er sich endlich gefallen lassen, sie ganz an ihre künftigen Schwiegerältern³ abzutreten, und sich so gewissermaßen von ihr losgesagt. – Seine andren Kinder wissen noch nichts davon, scheinen aber, der älteste Sohn wenigstens, keine Neigung zum Katholizismus zu haben; und der finstere Pfaffe, den er ihnen zum hofmeister gegeben hat, und den sie nicht ausstehen können, wird sie ihnen wohl

¹ Amalia Fürstin von Gallitzin (1746–1806).

² Marie Agnes zu Stolberg-Stolberg (1785–1848), die Tochter von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg.

³ Christian Friedrich und Auguste Eleonore zu Stolberg-Wernigerode, deren Sohn Ferdinand sich 1802 mit Marie Agnes zu Stolberg-Stolberg vermählte.

nicht beibringen. – Ich hätte Ihnen dies alles schon bei meiner letzten Anwesenheit erzählt, wenn die Fr[au] Gräfin mir nicht ausdrückl[ich] geboten hätte, keinem Menschen davon zu sagen, weil Fr[iedrich] Leopold äußerst daran gelegen sei, die Sache so lange geheim zu halten, bis er sie selbst erklärt, und seinen Abschied in Eutin genommen hätte. Auch mit der Gr[äfin] Katherina⁴ hab' ich daher von der Sache nicht gesprochen; und sie selbst äußerte aller ihrer Vertraulichkeit ungeachtet, darüber nichts. –

Was sollen wir nun dazu sagen, bester Gleim? Gewiß geht es Ihnen wie mir: wie so viel Licht und so viel Finsternis, so viel Vernunft und Unvernunft, so viel Geschmack und Ungeschmack pp. sich in Einem Kopfe zusammen ertragen, werden Sie so wenig, wie ich begreifen. – Indeß wollen wir ihn nicht richten. Gewiß hat er nicht aus unedlen Absichten einen solchen Schritt gethan; und nur die stärkste innere Überzeugung konnt' ihn vermögen, seiner vermeinten Pflicht solche Opfer an Vermögen, an Ehre, an Ruhe, an Freundschaft und Liebe zu bringen! Also bedauern wollen wir den trefflichen, edlen Mann, und Gott bitten, daß er seinen verfinsterten Verstand wieder erleuchte! – –

Schade, daß er schon fort war, als ichs erfuhr, sonst hätt' ich ihn gewiß gebeten, mir das Kütschel dieser zwiefachen Apostosie von Vernunft und Christentum (denn Katholizismus schändet diesen Namen) zu erklären.

Mündlich mehr. Die herzlichsten Grüße an Gleminde und Wilhelm von

Ihrem Benzler.

Bitten Sie doch Wilhelm mir die Theile d[es] Museums, welche die Gr[äfin] Katharina Ihnen mitbrachte, und

⁴ Katharina zu Stolberg-Stolberg (1751–1832), die Schwester von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg.

auch die beiden Broschüren des Grafen zur Lippe, mit erster Gelegenheit zurückzuschicken.

Meine Frau leidet sehr an einem Brust Geschwür, welches wohl wird geöffnet werden müssen; der Knabe aber ist gesund.

Daß unsre herrschaft heute von Diesfort abreist, und am 10^{ten} k[ünftigen] M[onats] hier anzutreffen gedenkt, werden Sie wohl wissen.



*Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Öl auf Leinwand, 1789,
gemalt von Johann Heinrich Ramberg, Gleimhaus – Mu-
seum der deutschen Aufklärung.*

Antwort von Johann Wilhelm Ludwig Gleim
über die Konversion von Friedrich Leopold zu
Stolberg-Stolberg (1800)

Halberstadt den 9^{ten} Sept[ember] 1800

Ich kann nicht heucheln, lieber Benzler! Noch Freund seyn, von dem Abgefallnen, wie ichs war, kann ich auch nicht! Halten Sie's für möglich? Ich würde, wie der Gefallene, fallen, würde zum Verräther an der erkannten Wahrheit, zum Abtrünnigen von meinem Christenthum, wenn ichs dem Abtrünnigen Preiß gäbe, nein! lieber Benzler, solch ein Elender werd ich nicht wies verlangt von mir, der, lieber Benzler, ist nach meiner Überzeugung aus der Gnade Gottes gefallen, der, lieber Benzler, hat dem Gebrauch seines von Gott ihm gegebenen Verstandes nicht mehr! Möge die Frau Gräfin, möge, Katharina Stolberg, möge die ganze Menschenwelt nicht so denken, ich kann nicht anders, kann nicht leichtsinig, meiner protestantischen Religion auf öffentlichem Markte Hohn sprechen lassen!

Das aus dem Christenthume gemachte Pfaffenthum ist mir, wie es jedem protestantischen Christen seyn muß, ein Gräuel, Katholisch oder nicht? ist nicht die Frage, wir dulden alle Religionen, aber einen Ausreiser der seynigen, und Hohnsprecher der unsrigen können, und müssen, wenn wirs mit der unsrigen gut meinen, nicht dulden, also muß ich, und will ich, wie mehrere Freunde des Hohnsprechers schon gethan haben öffentlich gegen ihn auftreten! Der Gräfin Katharina Schreiben ist ein gutsherziges Geschwätz, das auf andre Gesinnung mich, Gottlob nicht bewegen kann. Der Hohnsprecher hat, es ist ungläublich, aber wahr, uns Protestanten mit seinen zweyen Katholischen Kaysern bedrohet! Geist des Katholizismus ist Geist der Verfolgung!

Lieben Sie, lieber Benzler, ihre Katholische Frau, ich habe nichts dawieder, ich könnt eine Katholisch gebliebne auch lieben, sie wird in ihrem Glauben geboren und erzogen, kanns mit Gott und Menschen ehrlich meinen, das kann ein Abgefallner, wie unser Stolberg nicht! Sagen Sie das alles der Frau Gräfin! aber auch, daß ich nicht heucheln kann und daß ich an der traurigen Begebenheit, die das Elisium auf dem Schloßberge gestört hat, den herzlichsten Antheil nehme

Gleim

Vorrede des Übersetzers aus »Tristram Shandy's Leben und Meinungen« (1801)

Wie es zugegangen, daß man von einem Werke, wie Tristram Shandy, diesem Buch aller Bücher – wie unser Wieland und der Verfasser selbst es nennen – dem an tiefer Menschenkenntniß, an wahrer lebendiger Charakterschilderung, an unerschöpflichem Witz und ächtem originellen Humor, an treffender Persifflage der menschlichen Thorheiten jeder Art – verbunden mit einer Gutmüthigkeit, einem herzlichen Wohlwollen, einer zarten innigen Empfindsamkeit, die dem Leser um so mehr wohl thun, da er immer fühlt, daß sie nur aus einem, von diesen liebenswürdigen Gefühlen wirklich durchdrungenen, und überfließenden Herzen entspringen konnten – wohl nicht leicht ein andres an die Seite gesetzt werden kann ^{*(1)} – wie es zugegangen, sag' ich, daß man von diesem originellen und einzigen Werke, der deutschen Lesewelt nicht längst eine des Originals würdigere Uebersetzung, als die bisherige, gegeben, unterdeß man so manches andre in jedem Betracht ihm weit nachstehende Buch wohl mehr als einmal neu übersetzt hat, würde sich schwer erklären lassen, wenn nicht der Name des Uebersetzers, Bode, bei dem man sich nichts geringeres als das Ideal eines guten Uebersetzers zu denken gewöhnt hat, und die unbedingten Lobpreisungen, mit welchen unsre Kunstrichter seine Verdeutschung ins Publikum einführten, es einigermaßen begreiflich machten.

Allerdings behauptete der sel[ige] Bode selbst unter unsern besseren Uebersetzern einen ehrenvollen Platz, und mehrere der Eigenschaften, die den vollkommenen Uebersetzer bilden, waren in ihm vereinigt: eine nicht gemeine Kenntniß der Sprache, aus denen, und besonders auch der, in die er übersetzte, vorzüglich des Theils

derselben, der für einen Romanschreiber so unentbehrlich ist, der Sprache des gemeinen Lebens und der untern Volksklassen; einen originellen, gewandten und lebendigen Stil, der durchweg das Gepräge seiner eigenthümlichen Laune und seines Witzes trug; viel eigne Welt- und Menschenkenntniß und seinen Beobachtungsgeist, bei einem sehr richtigen und hellen Verstande: – wie hätt' er, so ausgestattet, etwas anders, als Arbeiten, die sich auszeichneten, in diesem Fache liefern können? Aber – welcher böse Genius waltete doch über den trefflichen Mann, daß es ihm, bei allen diesen Eigenschaften, nie gelang, eine Verdeutschung zu liefern, die nicht, bei allen Vorzügen, an denen es keiner fehlte, zugleich von Fehlern wimmelte, dergleichen kaum ein mittelmäßiger Uebersetzungs-Fabrikant sich in dem Maaße zu Schulden kommen läßt! Bei aller seiner Sprachkenntniß übersetzt er nicht selten auf eine unbegreifliche Weise falsch, verwechselt ähnlich klingende Worte des Originals, läßt so seinen Verfasser das Gegentheil von dem sagen, was er sagen wollte ec.; bei seinem so feinen hellen Verstande begnügt er sich oft mit dem ersten dem besten, wenn gleich noch so schiefen oder nur halb richtigen Sinne, legt seinem Autor wohl baaren Nonsense in den Mund, oder läßt ihn ein Galimathias schwatzen, in welches kein gesunder Kopf sich zu finden weiß; bei seinem sonst natürlich guten und richtigen Geschmack, übersetzt er nicht selten äußerst geschmacklos, so wie er den guten Geschmack fast immer dadurch beleidigt, daß er, statt, wie sein Original, die Farbe des Stils dem jedesmaligen Inhalt und Gegenstande anzupassen, Allem, oft selbst den ernsthaftesten, edelsten, erhabensten Gedanken und Empfindungen, einen Anstrich von Laune und Komischen zu geben sucht, wodurch der ganze Effekt zerstört wird ^{*(2)}).

Ueberhaupt verräth seine ganze Manier nur zu oft seinen ehemaligen Stand, seine Erziehung, seinen Mangel an

wissenschaftlicher Bildung, an frühem Umgange mit der feineren Welt, und an Bekanntschaft mit den einzigen ächten Mustern des wahren Geschmacks, den klassischen Schriften der Alten. Ich bin weit entfernt, Bodens allgemeinen Ruhm durch dies Urtheil noch nach seinem Tode verkleinern zu wollen; das Verdienst, welches er sich, vornehmlich als Uebersetzer, um unsre Literatur erwarb, bleibt immer groß und besondrer Ehre werth, und Keiner erkennt dies lebhafter wie ich, da ich eben jetzt, durch genaue Prüfung dieser seiner Bearbeitung des Tristram Shandy, mich überzeugt habe, welche Schwierigkeiten er dabei zu überwinden hatte, und wie glücklich er sie oft überwand; nicht zu gedenken, daß ich den biedern edlen Mann persönlich zu kennen, und in einiger freundschaftlichen Verbindung mit ihm zu stehen das Glück hatte, daß also sein Andenken mir zu theuer und werth seyn muß, als daß ich mich noch an seinen Manen zu versündigen Lust haben könnte: aber – Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas; und eben meine persönliche Bekanntschaft mit Bode macht mirs gewiß, daß mein Urtheil über ihn, als Uebersetzer, ihn nicht beleidigt und daß mein Versuch, seine Verdeutschung des Tristram Shandy von den vielen ihr noch anklebenden Flecken zu reinigen, ihn gefreut haben würde. Es war gewiß nicht affektirte Bescheidenheit, wenn er in der Vorrede zu derselben sagt: »Will aber Jemand meine Uebersetzung als eine Holländerei ansehen, und mir dabei, weil ers für nöthig hält, herkulische Hülfe leisten, dem verspreche ich zwar nicht, wie Augias, das zehnte Stück von all' meinem Viehe (denn ich habe nicht so viel Kühe als Hilarianische Esel), aber das biedermännische Wort geb' ich ihm: ich steh' ihm wieder, im Nothfalle, ganz nachbarlich mit Hand= und Spanndienst zur Hülfe bereit.«

Von dieser meiner, zwar nicht Herkulischen, aber doch nach besten Kräften geleisteten Hülfe – denn für mehr

nicht begehrt ich meine Arbeit angesehen zu wissen, da ich gern bekenne, daß ich ohne Bodens Vorarbeit nicht geleistet würde, was ich geleistet zu haben glaube – nun noch ein Paar Worte. Durchweg hab' ich, wie die Vergleichung einiger Seiten zeigen wird, die Uebersetzung meines Vorgängers zum Grunde gelegt und unverändert beibehalten, wo mirs schien, daß Sinn und Geist des Originals sich nicht treuer und besser wiedergeben ließen; allenthalben aber, wo Bode gegen den einen oder den andern mir verstoßen zu haben schien – und leider war dies, wie die Vergleichung einiger Seiten ebenfalls zeigen wird, nur zu oft der Fall – hab' ich nach bester Ueberzeugung geändert, und so die Uebersetzung der Urschrift möglichst nahe zu bringen, und ihr den Grad von Vollkommenheit zu geben gesucht, welchen ihr zu geben in meinen Kräften stand. Zudem bemüht' ich mich durchweg, den Stil nicht nur von allen kleinen Nachlässigkeiten zu reinigen, sondern ihm Farbe und Ton des Originals, wo sie mir verfehlt schienen, wiederherzustellen, dem Ausdruck die Gewandtheit und Eleganz, und dem Periodenbau den Fluß und die Rundung zu geben, wodurch Sterne sich so vorzüglich auszeichnet.

So sehr ich nun überzeugt bin, daß meine Bemühung mir nicht ganz mißlungen, so weit bin ich doch von dem Wahn, daß sie mir immer gelungen, und nun vollkommen sei. Allein bei diesem ersten Versuch gedenk' ich es nicht bewenden zu lassen; ich werde vielmehr fortfahren, an der Uebersetzung zu bessern und zu feilen ^{*(3)}, bis mir wenigstens nichts weiter zu wünschen übrig bleibt; und so sehr ich bitten kann, bitte ich daher unsre Herren Kritiker und Journalisten, wie jeden Vertrauten Sterne's, der zu solcher Arbeit Lust und Beruf hat, sie aufs genaueste und strengste, unter beständiger Vergleichung des Originals, durchzugehen, und jeden kleinsten Fehler und Flecken, nicht nur in der Uebertragung des Sinns,

sondern auch im Stil, Ton, Ausdruck, Wendung ec. mir anzuzeigen, und, da ich nicht alle öffentlichen Blätter lesen kann, ein Exemplar des Blatts, worin es geschehen ist, meinem Verleger zuzusenden. Gewiß soll man mich immer der Belehrung offen und folgsam finden. Erst wenn ich, auf diese Weise, eine möglichst fehlerfreie Nachbildung des unsterblichen Urbildes zu Stande gebracht habe, soll sie auch in einem seiner würdigeren Gewande, als ich ihr schon jetzt zu geben dem Verleger rathen konnte, erscheinen; und wie werd' ich mich dann freuen, so manchen Freund des Schönen, Wahren und Guten unter uns, welchen Mangel an Kenntniß der Sprache eines Sterne seine innigere Bekanntschaft zu machen verhinderte, einen solchen Mann in seiner wahren Gestalt kennen gelehrt, und so mir gewiß kein kleines Verdienst um ihn erworben zu haben!

Der Uebersetzer.

*^[1] Um nicht mißverstanden zu werden, ist es wohl nicht überflüssig, ausdrücklich zu erklären, daß ich die Fehler des von mir so sehr gepriesenen Werks – seine wilden, manchmal ermüdenden Auswüchse, und seine zuweilen etwas krassen Indecenzen, nicht verkenne, sondern sie von Herzen daraus wegünsche.

*^[2] Zum Belege des Gesagten hier nur einige Beispiele, und gerade nicht die ärgsten, bloß aus diesen ersten drei Büchern, die ich durch ganze Seitenvoll, wie Jeder, der seine Uebersetzung mit der meinigen und dem Original vergleichen will, sich überzeugen kann, vermehren könnte.

Gleich im 1sten Kapitel des 1sten Buches übersetzt Bode die letzte Zeile: Pray, what was your Father saying? durch: Was wollte denn Ihr Vater damit sagen? – Das Englische verstattet diese Uebersetzung in keinen Fall, und zudem gibt sie hier keinen vernünftigen Sinn. Es heißt vielmehr: Was sagte denn Ihr Vater? oder allenfalls

um es im Deutschen klarer zu machen: Was hatte denn Ihr Vater gesagt? worin nämlich Ihre Mutter ihn unterbrach.) Der Verf[asser] legt nämlich diese Frage einem einfältigen oder flüchtigen Leser in den Mund, welcher glaubt Mad[ame] Shandy müsse ihren Mann in etwas Gesagtem unterbrochen haben, da sie ihn doch in einem ganz andern ehelichen Geschäft unterbrochen hatte.

Im 7ten Kapitel eben dieses Buchs sagt der Verf[asser], nachdem er erzählt hat, wie der Pfarrer Yorick und seine Frau, jedes durch seine besondern Bemühungen, einer alten Frau in ihrem Dorfe die obrigkeitliche Erlaubniß zur Ausübung ihrer Hebammenkunst verschafft haben: so that, betwixt them both, the good woman was fully invested in the real and corporal possession of her office. Bode übersetzt dies: »so daß die gute Frau, unter vier Augen, in den wahren und körperlichen Besitz ihres Amtes eingesetzt wurde;« da es doch offenbar heißen muß: »so daß, durch beider Bemühungen, die gute Frau in den wahren« ec. Die Worte: betwixt them both, gestatten zwar die erste Uebersetzung; daß sie aber noch gewöhnlicher in dem zweiten Sinne gebraucht werden, ist Kennern des Englischen bekannt; und daß dieser Sinn hier der richtige sei, leidet um so weniger Zweifel, da es sehr ungereimt wäre, Jemanden unter vier Augen in ein Amt einzusetzen, welches ihm durch einen obrigkeitlichen Erlaubnißschein (Licence) übertragen worden.

Im 10ten Kapitel erzählt der Verf[asser] einen edlen Zug von Yoricks Delikatesse und Selbstverleugnung, und setzt dann hinzu: I have the highest idea of the spiritual and refined sentiments of this reverend gentleman, from this simple stroke in his character, which I think comes up to any of the honest refinements of the peerless knight of La Mancha etc. Läßt sich dies geschmackloser und schiefer übersetzen, als Bode es übersetzt hat? »Ich habe den höchsten Begriff von den großmüthigen und zarten

Gesinnungen dieses ehrwürdigen Geistlichen, aus diesem einzigen Zuge in seinem Charakter, gefaßt, der, nach meiner Meinung, eben so weit geht, als irgend eine von den treugemeinten Zärtlichkeiten des Ritters von Mancha!«

Im 18. Kapitel heißt's: »Mein Vater sprach die Sache, (daß nämlich seine Frau sich eines Accoucheurs, und nicht der alten Hebamme, bei ihrer bevorstehenden Niederkunft bedienen sollte) auch jede mögliche Art mit ihr durch – stelle seine Gründe in jedes mögliche Licht – argumentierte mit ihr darüber als ein Christ – als ein Heide – als ein Ehemann – als ein Vater – als ein Patriot – als ein Mensch; – meine Mutter aber beantwortete blos als ein Frauenzimmer, und hatte also einen etwas harten Stand, which was a little hard upon her. Diese Worte des Originals nicht nur, die keine andre Uebersetzung zulassen, sondern auch der Zusammenhang und das Nachfolgende, beweisen, daß dies ihr Sinn ist. Wie übersetzt sie aber Bode? – Welches sie nun freilich schwer ablegen konnte!« – Wahrer Nonsense in dieser Verbindung!

Ebenso nonsensikalisch, und dem wahren Sinn ganz entgegen, ist der Anfang des 9ten Kapitels im 3ten Buche: Great wits jump, welches nichts anders sagt, als das Französische: les beaux esprits se rencontrent; oder: »große Genies treffen oft zusammen,« durch: »große Meister fehlen auch,« übersetzt. Vielleicht verwechselte Bode das Wort jump mit jumble oder stumble, oder wer weiß, mit welchem andern Worte. [...]

Doch genug! – Wie es einem Bode möglich war, solche Schülerschnitzer zu machen, ist in der That kaum zu begreifen; entweder muß er glauben, daß Sterne wirklich solchen Nonsense geschrieben habe, und wie läßt sich das nur denken? oder er mußte zwischendurch mit einer Nachlässigkeit und Flüchtigkeit arbeiten, die denn doch – besonders da sie ihn so oft anwandelte – nicht hübsch war.

Und was soll man von den Kunstrichtern sagen, die solche Fehler, von denen ein Buch wimmelt, übersehen, und es unbedingt als Meisterwerk anpreisen? – was von dem Publikum, das mit Entzücken von einem Tristram Shandy spricht, den es nur aus dieser Uebersetzung kennt, (denn die ältere Zuckertsche kommt gar nicht in Betracht) und also entweder den öftern Unsinn nicht bemerkt, oder ihn wohl gar für eine von den Originalschönheiten des Werks hält! – Sollte ein guter Schriftsteller nicht allen Muth verlieren, für ein solches Publikum die Feder anzusetzen? –

*^[3] Wie das angehängte Verzeichniß kleiner Verbesserungen, die ich jeden Leser, besonders den kritischen, in sein Exemplar einzutragen, und zugleich die wenigen Druckfehler zu verbessern bitte, schon jetzt beweist.

Tristram Schandy's
Leben und Meinungen.

Von neuem verdeutscht.

1.3.3
Erster Band.

Leipzig bei Salomo Lincke
1801.

Antikritik Benzlers in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1803)

Im 79sten Bande der N[eu]en A[llgemeinen] D[eutschen] Bibl[iothek] hat ein Herr Tm.¹, Verfasser einer frühern Recension meiner Uebersetzung des Tristram Shandy, statt meine besonders gedruckte Zurechtweisung² dieser erst zu widerlegen, (welches er freylich nicht konnte,) nun auch, ganz in derselben Manier, meine Uebersetzung der empfindsamen Reise beurtheilt. Da diese neue seyn sollende Recension durchaus nichts enthält, was nicht in jeder Zurechtweisung der älteren (so wegwerfend auch Herr Tm. von ihr zu sprechen affectirt) bereits mehr als zur Genüge beantwortet wäre: so darf ich unbefangene Leser bloß auf diese und auf die Vorrede zu meinen Uebersetzungen verweisen, und finde mich zur Aenderung meines erklärten Entschlusses, mich mit Herrn Tm. und ähnlichen Recensenten nicht weiter einzulassen, um so weniger bewogen, je stärker ich nun aufs Neue überzeugt bin, wie vergebens es ist, blindes Vorurtheil durch gesunde Vernunft belehren zu wollen. – Nur auf Herrn Tm's Insinuation, als habe ich durch die Aeufserung über meine früheren Arbeiten dieser Art das Publikum belogen, finde ich es nöthig diesem – nicht Herrn Tm! – zu sagen, daß die Uebersetzungen von B. Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln, von Shaftesbury's Werken, 2ter und 3ter Band, und von dem Abentheurer im Auszuge, nicht von Herren Leisewitz, Voß und Bode, sondern von mir sind; und das izt eine Verdeutschung des noch nicht übersetzten Man of the World (des Weltmannes) eines würdigen Seitenstücks zu dem Mann von Gefühl, von

¹ Der Kirchenhistoriker Johann Matthias Schröckh (1733–1808).

² Der kleine Separatdruck »Zurechtweisung eines Recensenten« konnte bisher nicht ermittelt werden.

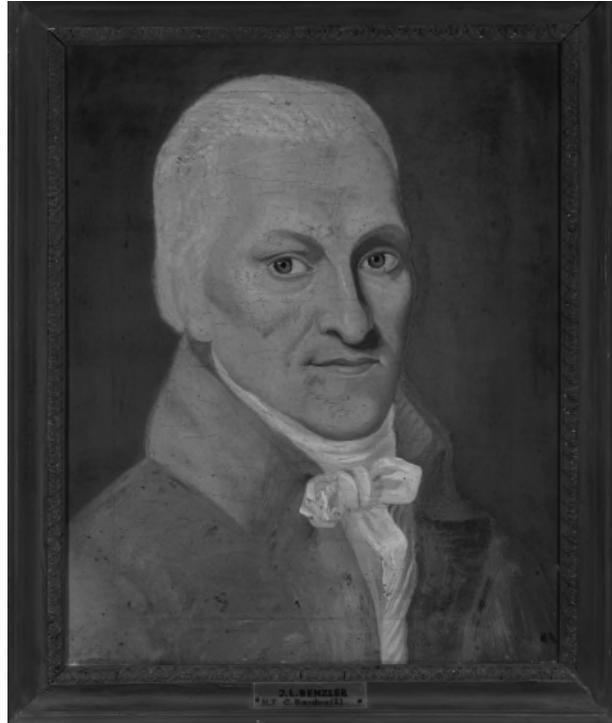
mir unter der Presse ist. Wernigerode, den 10ten
Aug[ust] 1803.
J[ohann] L[orenz] Benzler

Antwort des Recensenten.

Ich erfahre hier, daß der Mann, welcher Bode's Uebersetzung des Tristram Shandy und der empfindsamen Reise mit wenigen Veränderungen wörtlich abschrieb, und für eine neue Uebersetzung ausgab, Benzler heißt, und in Wernigerode wohnt. Das ist mir sehr gleichgültig. Seine sogenannte Zurechtweisung widerlegt sich selbst: »denn er sagt darin kein Wort davon, daß ihm deutlich erwiesen worden, er habe die ganze Bodesche Uebersetzung abgeschrieben.« (Man f. N. A. D. B. LXXIX. Bd. S. 371) Was gedachter Herr Benzler sonst schon übersetzt hat, oder noch übersetzen will, gehört nicht zur Sache.
Tm.

Eduard Jacobs über Benzlers Wirken (1894)

Der Bibliothekar und Schriftsteller Benzler, ein Zeitgenosse des Emporwachsens und der Blüte unsrer Litteratur im vorigen Jahrhundert, hat sich zwar nicht durch freie litterarische Schöpfungen im engeren Sinn hervorgethan, wohl aber, indem er mit seinem Geschmack und Verständnis vom Schönen das beste in sich aufnahm und innerhalb seines Wirkungskreises nach Kräften verbreitete, auf seine Zeitgenossen einen wichtigen Einfluß geübt, auch dadurch, daß er sich dienend um die Herstellung von Litteraturwerken bemühte, unserem schönen Schrifttum die Bahn mit geebnet. Mit den hervorragenden Dichtern seiner Zeit, einem Klopstock, Herder, Wieland, Lessing, ferner mit Justus Möser, Gellert, Gleim, Ramler, Joh. Georg Jacobi, Lavater, Jung-Stilling, Voß, Boie, Gökingk, Kleuker, Dohm, ja mit der größeren Zahl seiner litterarischen Zeitgenossen in persönlichem oder brieflichem Verkehr, genoß er bei ihnen wegen seines Geschmacks und [seines] Verständnisses allgemeine Achtung, bei einer engeren, doch immerhin ansehnlichen Zahl wegen seines Charakters und Wesens herzliche Freundschaft. Endlich aber hat er nicht nur als litterarischer Sammler, sondern auch durch eine lange Reihe von sorgfältigen und geschmackvollen Übersetzungen aus den vornehmsten Kultursprachen, dem Griechischen, Italienischen, Französischen, besonders aber aus dem Englischen, zu dem heimischen Litteraturschatze eine Fülle gediegener auswärtiger Geisteserzeugnisse hinzugebracht.



Johann Lorenz Benzler, Öl auf Leinwand, etwa 1805, Maler unbekannt, fälschliche Zuschreibung an Caroline Bardua, Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung.

Nachwort

»Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und reelle alte u[nd] neue Sprachkännntniß« – Jene Eigenschaften wurden Johann Lorenz Benzler von dem Philosophen und Theologen Johann Gottfried Herder (1744–1803) zugeschrieben, der ihn während seiner Tätigkeit als Hofprediger in Bückeberg kennengelernt hatte. Die in diesem Lesebuch aufgeführten Texte von und über Benzler unterstreichen diese Einschätzung Herders eindrücklich und machen einen fast vergessenen Gelehrten, Übersetzer und Herausgeber des 18. Jahrhunderts wieder der Öffentlichkeit zugänglich.

Werdegang

Johann Lorenz Benzler wurde am 19. Februar 1747 geboren und stammte aus einer angesehenen Kaufmanns- und Juristenfamilie in Lemgo. Sein gleichnamiger Vater Johann Lorenz Benzler (geb. 1703) war gräflich Lippischer Rat und Hofgerichtsassessor, verstarb aber bereits im Jahr 1763, sodass seine Mutter Anna Elisabeth Benzler (1728–1793) die insgesamt sieben Kinder allein versorgen musste. Sein jüngerer Bruder Friedrich August Benzler (1752–1810) schlug eine pädagogische Laufbahn ein, er wurde Rektor in Bückeberg. Die Stadt Lemgo gehörte im 18. Jahrhundert zur Grafschaft Lippe, die zu Benzlers Wirkungszeit von Simon August Graf zur Lippe (1727–1782) regiert wurde, der aufklärerischen Ideen gegenüber aufgeschlossen war. In Lemgo besuchte Benzler das Gymnasium, welches heute unter dem Namen Engelbert-Kaempfer-Gymnasium bekannt ist, und erlangte dort bereits umfassende Kenntnisse der alten und neuen Sprachen. Seit dieser Zeit verband Benzler eine enge Freundschaft mit Christian Conrad Wilhelm Dohm (1751–1820), der ebenfalls das Gymnasium zu Lemgo besuchte.

1767 nahm Benzler ein Jurastudium an der Universität zu Leipzig auf. Er hörte unter anderem bei dem Professor und Schriftsteller Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), bei dem er sogar gewohnt haben soll. Schon 1768 musste Benzler sein Studium aufgrund seiner Schwerhörigkeit und Sehschwäche abbrechen. Auf der Rückreise in seine Heimatstadt lernte Benzler den Halberstädter Dichter und Domsekretär Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) kennen, mit dem sich eine jahrzehntelange Freundschaft und Korrespondenz entwickelte.

Nach dem Abbruch seines Studiums wurde Benzler zunächst Sekretär von Christian Friedrich Helwing (1725–1800), der neben seiner Tätigkeit als Bürgermeister die in Lemgo ansässige Meyersche Hofbuchhandlung führte. Benzler wurde in den folgenden Jahren als Übersetzer und Herausgeber für den Verlag wirksam. Daneben bekleidete er seit 1779 die Stelle als Hessischer Postmeister in Lemgo, um angesichts seiner wachsenden Familie seine finanzielle Lage zu verbessern.

1783 wurde Benzler durch die Vermittlung von Johann Wilhelm Ludwig Gleim Bibliothekar des Grafen Stolberg-Wernigerode. Er war fortan in einer seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Bibliothek beschäftigt, die durch die pietistische Gesinnung der gräflichen Familie vor allem durch theologische Schriften wie Bibeln und Gesangbücher geprägt war. Ein Bibelkatalog von 1763 gibt einen Einblick in die umfangreiche Sammlung, die aus ca. 30 000 Bänden bestand. Benzler erledigte aber auch über die Bibliothek hinausgehende Aufgaben. Er wurde 1786 zum gräflichen Rat befördert, was ihm eine Gehaltserhöhung einbrachte. Die Beförderung trug der Tatsache Rechnung, dass Benzler auch die gräflichen Korrespondenzen beantwortete, zu veröffentlichende Aufsätze für den Grafen verfasste und korrigierte. Dar-

über hinaus war er von 1796 bis 1807 Redakteur des wöchentlich erscheinenden »Wernigerödischen Intelligenzblattes«, welches der Graf Christian Friedrich zum Besten des Wernigeröder Arbeitshauses herausgab.

Nach 1806 erlebte Benzler die napoleonische Fremdherrschaft mit, infolgedessen Wernigerode zum Königreich Westfalen gehörte. Während Benzler in Wernigerode verblieb, zog sich Graf Christian Friedrich nach Peterswaldau in Schlesien zurück. Benzler starb schließlich am 3. April 1817 in Wernigerode. Er war Zeit seines Lebens dreimal verheiratet, überlebte aber seine jeweiligen Ehefrauen. Mit seiner ersten Frau Marie Sophie Charlotte Benzler, geb. Stock (1759–1789) hatte er fünf Kinder, von denen nur zwei Söhne das Erwachsenenalter erreichten: Johann Wilhelm August (1778–1831), Patensohn Gleims, und Justus Lorenz (1782–1849). Nach dem Tod seiner ersten Ehefrau heiratete er bereits 1790 Elisabeth Henriette Jung, Tochter des Pastors in Silstedt. Aus dieser Ehe ging Auguste Benzler (1791–1875) hervor. Nachdem seine zweite Frau auch verstarb, ehelichte er 1795 die Katholikin Wilhelmine Josepha Petronella, geb. Schädler (1761–1806). Der gemeinsame 1800 geborene Sohn Friedrich Leopold verstarb bereits 1803. Nach dem Tod seiner letzten Frau lebte er die restlichen Lebensjahre im Haushalt seines Sohnes Justus Lorenz.

Benzlers Wirken im Literaturbetrieb des 18. Jahrhunderts

Benzler arbeitete in seinen ersten Jahren als Übersetzer und Herausgeber für die Meyersche Hofbuchhandlung, die aus einer Buchhandlung, einer Druckerei und einem Verlag bestand. Unter der Leitung von Christian Friedrich Helwing erschien eine beachtliche Zahl von etwa 664 Titeln verschiedener Fachrichtungen. Der Schwerpunkt lag dabei vor allem auf der Theologie, der Jurisprudenz, der Klassischen Philologie, der Geografie und

Geschichte sowie in den 1770er Jahren auch auf der Belletristik. Eines seiner ersten Projekte, die Benzler selbst verantwortete, war die von ihm 1770 herausgegebene Sammlung »Fabeln für Kinder aus den besten Dichtern« (siehe S. 20ff.). Die Fabeldichtung untermalte das aufklärerische Anliegen lehrreich zu sein, hatte gleichzeitig aber auch einen unterhaltenden Charakter. Verschiedene bekannte und weniger bekannte Dichter wurden für diese Publikation ausgewählt, deren Stücke abwechselnd angeordnet wurden. Unter den Autoren war auch Gleim, der als Fabeldichter bereits populär war. Mit Christian Fürchtegott Gellert und Friedrich von Hagedorn wurden weitere beliebte und bekannte Fabeldichter der Zeit eingereiht. Darüber hinaus hat Benzler auch Fabeln eines anonymen Verfassers in die Sammlung aufgenommen, die vermutlich von seinem Schulfreund Dietrich August König stammen, der gelegentlich dichtete. Benzler beklagte gegenüber Gleim in einem Brief vom 4. Oktober 1770, dass Helwing stark in die Publikation eingegriffen hätte, da er »einige Veränderungen und Zusätze, selbst in den Vorbericht aufgedrungen hätte, die [er] nicht billigen kann.« Obwohl Literatur für Kinder und Jugendliche sich großer Beliebtheit erfreute und die Fabelsammlung 1773 sogar eine zweite Auflage erfuhr, blieb diese Veröffentlichung die einzige ihrer Art in der Meyerschen Hofbuchhandlung. Während sich Benzler 1771/72 in Halberstadt aufhielt, übersetzte er außerdem die adelskritische Erzählung »Die Vorzüge des alten Adels«. Zuvor hatte Friedrich Heinrich Jacobi, auf den sich Benzler in seinem Nachwort zur Erzählung bezieht, eine französische Neuausgabe von »Le Noble. Conte Moral« von Isabelle-Agnès de Carrière veranstaltet. Eine gewisse Autorität erhielt die Schrift durch die Zueignung an den dem Adel zugehörigen Halberstädter Domherren Ludwig Friedrich Wilhelm von Schlabrendorf, der – so heißt es in der Zueignung – den Befehl zur Übersetzung

gegeben habe. Interessant ist diese Schrift auch deshalb, weil Benzler im Zuge der Französischen Revolution seine Kritik am Adel wieder aufgreift.

Nach Lemgo zurückgekehrt übernahm Benzler 1773 die Redaktion der »Lippischen Intelligenzblätter«, die zum Verlagsprogramm Helwings gehörten. Damit lehnte er Gleims Plan ab, einen volksaufklärerischen Buchhandel in Halberstadt zu errichten und Dohm als Schriftsteller und Benzler als Buchhändler sowie Schriftsteller zu gewinnen. Benzler ging nach Lemgo, um das Intelligenzblatt zu leiten und Dohm strebte eine Karriere am preußischen Hof an, er wurde 1772 zunächst Pagenhofmeister des Prinzen Ferdinand von Preußen (1730–1813). Benzler schilderte seine Beweggründe Gleim gegenüber ausführlich in einem Brief, in dem er sowohl seine finanziellen Schwierigkeiten als auch seine gesundheitliche Verfassung als Gründe für seine Ablehnung des Angebots anführt. Übernommen hatte Benzler die Redaktion der Zeitschrift vom Lemgoer Stadtsekretär Johann Albrecht Hermann Heldmann (geb. 1734). Benzler verlieh dem einmal wöchentlich erscheinenden Blatt zunehmend volksaufklärerische Züge. In einer »Nachricht an die Leser der Lippischen Intelligenzblätter« legt er gegenüber den Lesern Rechenschaft über seine Grundsätze und Ziele ab (siehe S. 45ff.). Neben den ökonomischen Nachrichten aus der Region Lippe, die zum Repertoire eines Intelligenzblattes gehören, wollte er besonders die Moralischen Abhandlungen stärker in den Fokus rücken, die er als besonders nützlich für den Leser erachtete. Durch seine Tätigkeit als Redakteur, jedoch auch für andere Zeitschriften war er darüber hinaus mit zahlreichen Personen aus der Region vernetzt wie beispielsweise mit dem Jöllenbecker Pfarrer Johann Moritz Schwager (1738–1804), mit dem er von 1774 bis 1776 das »Niedersächsische Wochenblatt für Kinder« herausgab. Benzler leitete bis zu seinem Weggang aus Lemgo

1783 die Gesckicke des »Lippischen Intelligenzblattes«.

Benzler publizierte aber auch in anderen bedeutsamen Verlagen und schärfte in den folgenden Jahren sein Profil als Übersetzer besonders von englischer und französischer Literatur mit religiösem, historischem und philosophischem sowie empfindsamem Inhalt. So nahm er sich beispielsweise des zweiten und dritten Bandes von »Des Grafen von Shaftesburys philosophischen Werken«, die 1777 bzw. 1779 in der Weygandschen Buchhandlung in Leipzig erschienen. In dem von Johann Friedrich Weygand (1743–1806) geführten Verlag publizierten viele Autoren des Sturm und Drang, darunter auch Johann Wolfgang Goethe. Benzler hatte diese Übersetzungsarbeit von dem Göttinger Hainbund zugehörigen Dichter Ludwig Hölty (1748–1776) übernommen, der nach Beendigung des ersten Bandes bereits verstorben war. Zu diesem Zeitpunkt waren zwar schon einzelne Texte des englischen Moralphilosophen Anthony Ashley Cooper Earl of Shaftesbury im deutschen Sprachraum erschienen, eine vollständige Übersetzung seiner *Characterics* – so der Titel des Werks im Englischen – fehlte jedoch bis dato. Eine neue Ausgabe der englischen Wochenschrift »The Spectator«, die bereits Mitte des 18. Jahrhunderts von Johann Christoph und Luise Adelgunde Victorie Gottsched unter dem Titel »Der Zuschauer« herausgegeben wurde, konnte Benzler zusammen mit dem bekannten Dichter Karl Wilhelm Ramler verwirklichen. Im »Auszug des Englischen Zuschauers«, der 1782 bei dem Berliner Verleger Christian Friedrich Himburg (1733–1801) erschien, handelt es sich im Gegensatz zur ersten Ausgabe nicht um eine vollständige Wiedergabe des Inhalts. Benzler und Ramler trafen vielmehr eine Auswahl aus dem gesamten Korpus.

Benzler selbst bezeichnete seine Arbeiten Gleim gegenüber als »Tagelöhnerarbeit«, da er sie hauptsächlich annahm, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Tätigkeit des Übersetzens hatte noch einen geringen Stellenwert im 18. Jahrhundert, da sie noch nicht als literarischer Schaffensprozess galt, sondern vielmehr als mechanische Arbeit angesehen wurde. Im Gegensatz zur Übersetzung als Tagelöhnerarbeit stehen Benzlers Übertragungen aus dem Englischen um 1800 wie die »A Sentimental Journey through France and Italy« und »The Life and Opinions of Tristram Shandy« des englischen Schriftstellers Laurence Sterne. Der Roman »Sentimental Journey« erfuhr bereits 1768 eine Übersetzung durch Johann Joachim Bode. Das Wort »sentimental« übersetzte Bode auf den Vorschlag Lessings hin mit »empfindsam« und prägte damit sprachlich die (literarische) Epoche der Empfindsamkeit. Aufgrund der Bedeutung der ersten Übersetzungen verwundert es nicht, dass Benzlers Versionen kaum wahrgenommen wurden und heute ganz vergessen sind. Da Benzler in der Vorrede zum »Tristram Shandy« selbst vorgibt, eine bessere Übersetzung als Bode zu liefern, wäre eine vergleichende Untersuchung der beiden Fassungen aufschlussreich. Neben seinen eigenen Publikationen unterstützte Benzler auch andere Publizisten beim Vertrieb. Er subskribierte auf zahlreiche Werke, eine gängige Praxis im 18. Jahrhundert, Werke vor deren Publikation vorzubestellen und so ihr Erscheinen zu sichern. Benzler wurde aber auch als Kollekteur tätig, also als Sammler von Subskribenten. So wurde Benzler etwa Kollekteur in Lemgo für Klopstocks 1774 erschienenes Werk »Die deutsche Gelehrtenrepublik«. In dieser Hinsicht wurde er etwa auch für Wielands »Teutschen Merkur«, für Bertuchs »Don Quichotte« sowie Johann Heinrich Voß' »Virgils Landbau« wirksam. Oft ging diese Tätigkeit der Verbreitung von »Schöner Literatur« in Westfalen Hand in Hand mit

entsprechenden Beiträgen in den »Lippischen Intelligenzblättern«.

Benzlers freundschaftliches Netzwerk

Aus Benzlers Tätigkeit im Literaturbetrieb wurde bereits die Vernetzung mit zahlreichen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts deutlich. Auch die in diesem Lesebuch abgedruckten Briefe zeigen weitverzweigte Verbindungen auf. Dazu zählten Dichter wie Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Gottlieb Klopstock, Christoph Martin Wieland oder sein Jugendfreund Christian Conrad Wilhelm Dohm, aber auch Theologen wie Johann Caspar Lavater und Johann Gottfried Herder.

Eine der wichtigsten und langlebigsten Freundschaften war wohl die zu dem Dichter Gleim, der ihm den Eintritt in die literarische Welt und andere wertvolle Kontakte ermöglichte. In einem Brief vom 21. Januar 1768 berichtete Gleim seinem ebenfalls dichtenden Freund Johann Georg Jacobi von dem Besuch des noch jungen Benzlers in seinem Freundschaftstempel – seiner freundschaftlichen Porträtsammlung – in Halberstadt. Der Brief und damit auch Benzlers Schicksal, der sein Studium aufgrund seiner Seh- und Hörbehinderung abbrechen musste, fand Eingang in die Briefsammlung »Briefe von den Herren Gleim und Jacobi«. Nach der persönlichen Begegnung folgte im Mai 1768 ein förmlicher Empfehlungsbrief Benzlers, in welchem er Gleim, *Ew. Hochwohlgebh.* (Euer Hochwohlgeboren), um Hilfe bezüglich seines Auskommens bat. Gleim war durch die Veröffentlichung seines »Versuchs in scherzhaften Liedern« von 1744/45, in welcher er die scherzhaften Gedichte des griechischen Dichters Anakreon nachahmte, schlagartig bekannt geworden. Der fast 30 Jahre ältere Domsekretär versprach in den folgenden Schreiben, sich ernsthaft zu bemühen. Gleim unterstützte Benzler finanziell und bemühte sich um die Vermittlung von Stellen.

Im Jahr 1783 hatten Gleims Bemühungen um eine Stelle für Benzler schließlich Erfolg: Er wurde endlich Bibliothekar des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode. Dieser war seit 1778 regierender Graf und darüber hinaus zuerst Domherr, später Domdechant in Halberstadt. Gleim war als Domsekretär sein Untergebener, wobei beide auch eine enge Freundschaft verband. So war es Gleim möglich, beim Grafen um Stellen zu ersuchen.

Schon weit vor seiner Übersiedlung in den Harz knüpfte Benzler Kontakte zu Gleims weitumfassenden Freundes- und Bekanntenkreis. So stellte er Verbindungen zu einer Gruppierung her, die in die Forschung als sogenannter ›Halberstädter Dichterkreis‹ einging, sich selbst aber nicht als solchen bezeichnet hat. Gleim unterstützte seit Ende der 1760er Jahre vermehrt junge Dichter und versuchte diese nach Halberstadt zu ziehen, um dort einen literarischen Kreis um sich zu versammeln. Zu dieser losen Verbindung gehörten unter anderem: Klamer Eberhard Karl Schmidt, Gottlob Nathanel Fischer, Johann Benjamin Michaelis, Johann Heinrich Jähns sowie Gleims Neffe Johann Wilhelm Ludwig Gleim d. J. Etwa von 1768 bis 1774 waren auch Johann Georg Jacobi sowie Wilhelm Heinse dem Kreis verbunden, verließen Halberstadt aber zum Bedauern Gleims gemeinsam, um die Zeitschrift »Iris« in Düsseldorf herauszugeben. Benzler, obschon selbst nicht Dichter, wurde Teil dieses Kreises. Er war sowohl Rezipient und (meist wohlwollender) Literaturkritiker als auch Multiplikator der literarischen Veröffentlichungen seiner Freunde. In Anlehnung an eine sanftmütige Figur aus Klopstocks »Messias« wurde Benzler von seinen Halberstädter Freunden Lebbäus genannt.

Eine lebenslange Freundschaft verband Benzler zu seinem Jugendfreund Christian Conrad Wilhelm von Dohm. Er war Diplomat im preußischen Staatsdienst,

Schriftsteller und Zeitschriftenherausgeber, 1786 wurde er nobilitiert. Bis heute sind von Dohm an Benzler 56 Briefe (1769–1788) in der Klosterschule Roßleben und weitere 37 Briefe (1784–1814) im Stadtarchiv in Regensburg überliefert. Da Dohms Eltern früh starben, wuchs er bei verschiedenen Vormündern auf. 1769 studierte er in Leipzig zunächst Theologie, unterbrach dieses Studium aber, um für Basedow am philanthropischen Projekt in Altona zu arbeiten. Ab 1774 studierte er schließlich in Göttingen Staatsrecht, Statistik und Neuere Geschichte. 1779 trat er als Archivar in den preußischen Staatsdienst ein und legte eine steile politische Karriere hin. Er veröffentlichte 1783 die wegweisende Schrift »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden«, in welcher er dafür eintrat, Vorurteile gegenüber Juden abzulegen und ihnen Bürgerrechte einzuräumen. Durch seine vielschichtigen Tätigkeiten unterhielt er seinerseits eine weitverzweigte Korrespondenz mit Pädagogen, Berliner Aufklärern und auch preußischen Administratoren. Trotz seiner vielen Stationen blieb Dohm Lemgo weiterhin verbunden, nicht zuletzt durch die Heirat mit der Tochter von Christian Friedrich Helwing, dem Inhaber der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo. Dohm wirkte immer wieder aufmunternd auf Benzler ein und konnte ihm durch seine Kontakte Übersetzungsaufträge vermitteln. Dohms so bedeutendes Wirken als Politiker und Schriftsteller, der sich dezidiert aufklärerischen Werten verschrieben hatte, bedarf dringend einer weiteren wissenschaftlichen Aufarbeitung.

1786 knüpfte Benzler den persönlichen Kontakt zu dem Zürcher Theologen Johann Caspar Lavater (1741–1801), den er auf Geheiß der pietistisch gesinnten gräflichen Familie nach Wernigerode einlud. Zeugnis des Besuchs sind die vorgenommenen Eintragungen in das Fremdenbuch Lavaters von der gräflichen Familie, Benzler und dessen Frau. Die Person Lavater war zu dieser

Zeit bewundert und umstritten zugleich. Er wandte sich beispielsweise dem »Animalischen Magnetismus« zu, einer Heilmethode, welche Kranken durch den Einsatz von magnetischen Kräften Linderung versprach. Damit standen ihm insbesondere die Berliner Aufklärer um Friedrich Nicolai kritisch gegenüber und setzten sich in der »Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek« wiederholt mit Lavater und seinen Schriften auseinander. Benzler hingegen war schon länger ein begeisterter Anhänger von Lavater, wovon Beiträge in den »Lippischen Intelligenzblättern« zeugen. Nach der persönlichen Bekanntschaft begann ein ausgedehnter Briefwechsel mit Lavater, der bisher noch nicht umfassend erforscht wurde.

Nachwirkung

In der von Daniel von Cölln verfassten Familienschrift »Nachrichten über die Familie Benzler« von 1882 wird Johann Lorenz Benzler als derjenige innerhalb der Familie benannt, der sich am meisten um die Literatur verdient hat. Über die Familie hinaus gab es nach Benzlers Tod einige Bestreben, seine umfassenden Tätigkeiten zu würdigen. Noch 1880 plante der bedeutende Germanist Bernhard Seuffert die Herausgabe seines hauptsächlich aus Briefen bestehenden Nachlasses, den ein Urenkel Benzlers der Klosterschule Roßleben übergeben hatte. Dieses Vorhaben wurde nur in einem geringen Ausmaß umgesetzt. Seuffert wandte sich vielmehr der Edition von Christoph Martin Wielands Schriften zu und veröffentlichte lediglich kleinere Teile des Benzler-Nachlasses. So gab er die Briefe von Herder und Ramler an Benzler, welche deren gemeinsame Arbeit an der 1780 veröffentlichten Übersetzung der englischen Wochenschrift »Spectator« verdeutlichen, heraus. Die entsprechenden Briefe von Benzler an Ramler werden in diesem Lesebuch erstmals abgedruckt. Weiterhin wurden von Seuffert die Briefe von Friedrich Leopold von Stolberg an

Benzler publiziert. Ein Teil der Dokumente, die sich einst in der Klosterschule befunden haben, ist heute leider verschollen. So konnten beispielsweise die Schreiben von dem Arzt und Mystiker Jacob Obereit (1725–1798) bisher nicht aufgefunden werden. Die mehr als 160 Briefe von Gleim an Benzler, die einst in Roßleben aufbewahrt wurden, befinden sich seit einem Ankauf im Jahr 1996 hingegen im Gleimhaus zu Halberstadt. Eduard Jacobs, der von 1866 bis 1917 selbst Bibliothekar und Archivar im Hause Stolberg-Wernigerode war, verfasste 1894 einen umfassenden Artikel über Benzler. Die geringe Bekanntheit Benzlers in der heutigen Zeit mag in der Tatsache begründet liegen, dass er selbst kein Dichter oder Verfasser eigener Schriften war. Doch wie Jacobs in seinem erwähnten Aufsatz bemerkt, habe Benzler »indem er mit seinem Geschmack und Verständnis von Schönem das Beste in sich aufnahm und innerhalb seines Wirkungskreises nach Kräften verbreitete, auf seine Zeitgenossen einen wichtigen Einfluss geübt«. Sein Verdienst besteht in der Wissensvermittlung und -verbreitung, die er durch seine Tätigkeit als Herausgeber von Zeitschriften und Büchern, aber auch als Bibliothekar vorantrieb – und zwar für Erwachsene und Kinder.

Verwendete Quellen und Literatur

Fritz Behrend: Briefe des Staatsministers Christian Wilhelms von Dohm an den Wernigeröder Bibliothekar Johann Lorenz Benzler. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde (39) 1916, S. 42–71 und S. 121–153.

Friedrich August Benzler: Die merkwürdigsten Umstände aus meinem Leben zur Nachricht für meine Familie, Diesdorf 1890.

Claudia Brandt: Johann Lorenz Benzler: Sohn Lemgos, Übersetzer und Freund des Dichters Johann Wilhelm Ludwig Gleim. In: Lippische Mitteilungen 88 (2019), S. 170–189.

Anne Margarete Brenker: Die Meyersche Hofbuchhandlung in Lemgo in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Bielefeld 1996.

Daniel von Cölln, Nachrichten über die Familie Benzler zur Feier der Gedenktage 7. Mai, 20. Dezember 1782. Berlin 1882.

Eduard Jacobs: Johann Lorenz Benzler. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 27 (1894), S. 1–94.

Bernhard Seuffert: Briefe von Herder und Ramler an Benzler. In: Archiv für Literaturgeschichte IX (1880), S. 507–528.

Ders.: J. L. Benzler und F. L. Stolberg. Mitteilung in ungedruckten Briefen, in: Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands 6 (1880), S. 39–47.

Hermann Steudener: Die Handschriften und ältern Drucke der Klosterbibliothek. Halle 1878.

Frank Stückemann: Matthias Claudius in den »Lippischen Intelligenzblättern«. Zum Verhältnis zwischen

dem Dichter des »Asmus« und Johann Lorenz Benzler (1747–1817), in: Literatur in Westfalen, Bielefeld 2012, S. 15–34.

Verzeichniß einer Sammlung von Dt., Franz., Span., Portug., Engl., Ital., Lat. und Griech. Büchern, so wie einiger Karten, Kupferstiche, Musikalien für die Flöte und Sachen zum Zeichnen aus dem Nachlasse des zu Wernigerode verstorbenen Rath und Bibliothekar Benzler; welche am 19ten Januar 1818 zu Halberstadt gegen bare Bezahlung im Preuß. Kuramt öffentlich versteigert werden sollen. Wernigerode 1817 (UB Tübingen, Ke XXIV 164).

Textnachweise

Von Christian Conrad Wilhelm Dohm, 1. November 1767: Klosterschule Roßleben. Teildruck in: Fritz Behrend: Briefe des Staatsministers Christian Wilhelms Dohm an den Wernigeröder Bibliothekar Johann Lorenz Benzler, in: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde (39) 1916, S. 43–45 – Johann Wilhelm Ludwig Gleim an Johann Georg Jacobi, 21. Januar 1768: Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768, S. 232–236 – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 16. Mai 1768: Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 153 – Vorbericht zu »Fabeln für Kinder aus den besten Dichtern« (1771): Fabeln für Kinder nach den besten Dichtern. Lemgo 1771 – An Johann Georg Jacobi, 22. Oktober 1771: UB Freiburg, Nachlass Johann Georg Jacobi, NL7/IV B12 – Auszug und Nachbericht des Übersetzers aus »Die Vorzüge des alten Adels« (1771): Die Vorzüge des alten Adels. Eine Erzählung aus dem Französischen. Lemgo 1772 – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 4. August 1772: Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 186 – Nachricht an die Leser der Lippischen Intelligenzblätter (1773): Lippische Intelligenzblätter 1773/1, S. 9–16 – Von Christoph Martin Wieland, 29. Januar 1773: Wielands Briefwechsel. Briefe der Weimarer Zeit (21. September 1772–31. Dezember 1777), Bd. 5, hrsg. v. Hans Werner Seiffert, Berlin 1783, S. 67 – Über den »Brief über den Kalenderheiligen« (1773): Nachricht an die Leser dieser Blätter, in: Lippische Intelligenzblätter 1773/8, S. 122–126 – Vorerinnerung der Uebersetzer in »Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca« (1774): Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca aus seinen Werken und den gleichzeitigen Schriftstellern, Bd. 1, Lemgo 1774 – An Friedrich Justin Bertuch, 22. März 1775: GSA Weimar, 6/120 – An die Leser dieser Blätter

in »Der Baurenfreund« (1775): Erstes Stück. An die Leser dieser Blätter, in: Der Baurenfreund in Niedersachsen. Lemgo 1775, S. 1–9 – An Christoph Martin Wieland, 1. Februar 1776: GSA Weimar, 6/120 – Von Justus Möser, 28. August 1776: Justus Möser. Briefwechsel. Neu bearbeitet v. William F. Sheldon, Hannover 1992, S. 519–521 – Über den Tod von Casimire Gräfin zur Lippe (1778): Empfindungen bei Casimirens Tode, in: Lippische Intelligenzblätter 1778/47, S. 746–48 – An Salomon Geßner, 14. Januar 1780: Zentralbibliothek Zürich, Ms V 521.III.6, <https://doi.org/10.7891/e-manuscripta-15234> – An Karl Wilhelm Ramler, 15. Februar 1780: GSA Weimar, 75/22 – An Karl Wilhelm Ramler, 15. März 1780: GSA Weimar, 75/22 – An Karl Wilhelm Ramler, 28. August 1780: GSA Weimar, 75/22 – Von Christian Conrad Wilhelm Dohm, 10. November 1780: Klosterschule Roßleben – Vorbericht des Übersetzers zu »Über das Finanzwesen« (1780): Ueber das Finanzwesen. Ein hinterlassenes Werk von Peter Andreas *****, der Sohn eines rechtschaffnen Landmanns. Leipzig 1780, S. V–X – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über seine Tätigkeit als Übersetzer (1780): Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 193 – An Anton Matthias Sprickmann, 16. Dezember 1780: Universitäts- und Landesbibliothek Münster, N. Sprickmann 20,15 – Vorbericht des Verlegers zum »Auszug des englischen Zuschauers« (1782): In: Auszug des englischen Zuschauers nach einer neuen Übersetzung. 1. Band. Berlin 1782 – Ankündigung der »Poetical library« im Journal von und für Deutschland (1785): Journal von und für Deutschland, 1785, Band 2, Lieferung 6, S. 547–548 – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 3. Juni 1786: Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 202 – An Johann Caspar Lavater, 25. Juni 1786: Zentralbibliothek Zürich, FA Lav Ms 502.59,

<https://doi.org/10.7891/e-manuscripta-86615> – Eintragungen im Fremdenbuch von Johann Caspar Lavater (1786): Rudolf Pestalozzi: J. C. Lavaters Fremdenbücher. Faksimile Ausgabe der Fremdenbücher. Bd. 1: 22. Oktober 1784 – 29. Juli 1786. Mainz 2000 – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 18. Dezember 1786: Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 204 – An Johann Heinrich Voß, 13. Januar 1789: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Nachlass Johann Heinrich Voß, Cb 4.134.30 – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über den Tod von Benzlers Frau (1789): Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 208 – An Justus Benzler, 1790: Eduard Jacobs: Johann Lorenz Benzler, In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 27 (1894), S. 1–94, hier: S. 71–72 – Inschrift auf der Tapete in Johann Wilhelm Ludwig Gleims ehemaligem Gartenhaus: Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung – An Johann Caspar Lavater, über die Französische Revolution (um 1793): Zentralbibliothek Zürich, FA Lav Ms 502.107, <https://doi.org/10.7891/e-manuscripta-86615> – Aufruf im »Wernigerödischen Intelligenzblatt« (1797): Wernigerödisches Intelligenzblatt zum Besten und im Verlage des Arbeitshauses 1797, 1. Stück, S. 3–4 – Von Johann Gottfried Herder, 26. November 1798: Bernhard Seuffert: Briefe von Herder und Ramler an Benzler. In: Archiv für Literaturgeschichte IX (1880), S. 507f. – An Johann Wilhelm Ludwig Gleim über die Konversion von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg zum Katholizismus (1800): Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 212 – Antwort von Johann Wilhelm Ludwig Gleim über die Konversion von Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg (1800): Gleimhaus – Museum der deutschen Aufklärung, Hs. A 8557 – Vorrede des Übersetzers aus »Tristram Shandy's Leben und Meinun-

gen« (1801) – Tristram Shandy's Leben und Meinungen. Von neuem verdeutscht, Bd. 1, Leipzig 1801, S. VII–XXVI – Antikritik Benzlers in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1803): Neue allgemeine deutsche Bibliothek. 82. Bd., 1803, 1. Stück, S. 200 – Eduard Jacobs über Benzlers Wirken (1894): Johann Lorenz Benzler. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 27 (1894), S. 1–94, hier: S. 1.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95).